Das Jügelhaus,

das neue Auditoriengebäude

der

AKADEMIE

für Sozial- und Handelswissenschaften

zu

FRANKFURT A. M.

und

die bei seiner Einweihung am 21. Oktober 1906

gehaltenen Reden.



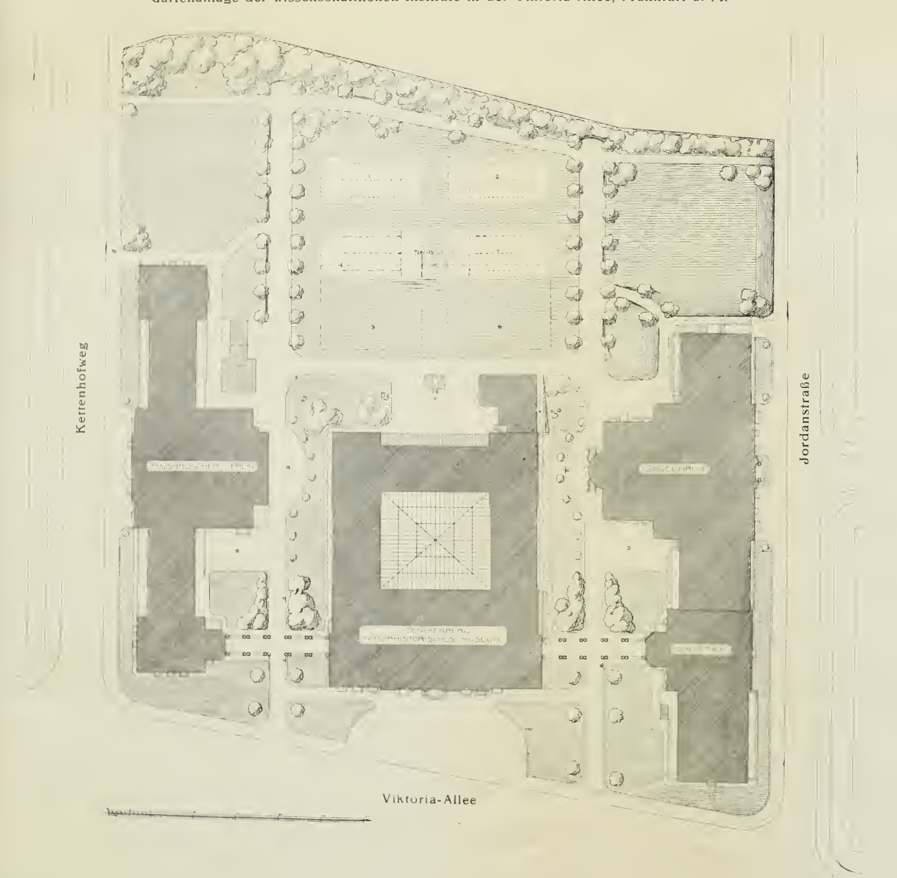
JENA.

VERLAG VON GUSTAV FISCHER.

1907.

Kettenhofweg

Gartenanlage der wissenschaftlichen Institute in der Viktoria-Allee, Frankfurt a. M.



Eröffnungsfeier

des

Auditoriengebäudes der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften.

Nahe bei der Einmündung der vom Hauptbahnhof ausgehenden Hohenzollern-Ringstraße auf die Bockenheimer Landstraße ist in den Jahren 1904 bis 1906 eine mächtige Gebäudegruppe erstanden, welche bestimmt ist, den alten und den neuen wissenschaftlichen Instituten Frankfurts als Heimstätte zu dienen.

Es sind in erster Linie die älteren, der Dr. Senckenbergischen Stiftung angegliederten Institute, welche sich vorn an der Ringstraße (sie führt hier den Namen Viktoria-Allee) gruppieren: links an der Ecke des Kettenhofweges das Gebäude *des Physikalischen Vereins*, in der Mitte das Museum *der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft*, rechts an der Jordanstraße das *Bibliothekgebäude der Dr. Senckenbergischen Stiftung*, in welchem die Bücherbestände aller naturwissenschaftlichen Institute Frankfurts vereinigt sind.

Luftige Bogenhallen verbinden diese drei Gebäude untereinander zu einem wahrhaft monumentalen Ganzen, dessen Umrißlinien durch die Sternwarte des Physikalischen Instituts, die Dachaufbauten des Museums und den Uhrturm des Bibliothekgebäudes glücklich belebt werden.

Im Anschluß an das Bibliothekgebäude erhebt sich nun weiter an der Jordanstraße — in der Achse einer von der Bockenheimer Landstraße her noch durchzubrechenden Parallelstraße der Viktoria-Allee — *das Jügelhaus*, das neue Auditoriengebäude der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, welches als erstes unter den vier Gebäuden am 21. Oktober 1906 feierlich eingeweiht und der Benutzung übergeben worden ist.

Das Jügelhaus verdankt seine Entstehung dem Zusammentreffen zweier für die Entwickelungsgeschichte der Stadt Frankfurt a. M. hochbedeutsamer Ereignisse, nämlich: der Gründung der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften durch eine Reihe ansehnlicher Stiftungen und dem Inkrafttreten des hochherzigen Vermächtnisses der Brüder August und Franz Jügel, welches diese zum Andenken an ihren Vater Carl Christian Jügel errichtet und durch welches sie die Mittel zur Erbauung einer höheren Unterrichtsanstalt gestiftet hatten.

Als Heimstätte einer Anstalt von akademischem Rang mußte das Jügelhaus ebensowohl den repräsentativen Charakter einer Alma mater als alle praktischen Einrichtungen eines modernen Studiengebäudes erhalten.

Räume von großen und größten Abmessungen wie: zehn Hörsäle für 60, 80, 100, 150 und 250 Zuhörer, verschiedene Sitzungs- und Lesesäle, eine große ca. 40000 Bände fassende Zentralbibliothek und ein Festsaal für mindestens 600 Sitzplätze mit Estrade und Galerie mußten mit Räumen von kleinen Abmessungen wie Seminarsälen, Sprech- und Aufenthalts-Zimmern der Dozenten, Rektorats- und Verwaltungs-Zimmern, in übersichtliche und bequeme Verbindung gebracht und zu einem monumentalen und doch behaglichen Ganzen auf verhältnismäßig engbegrenztem Grundstück vereinigt werden.

Um all diese Räume nach ihrer Zusammengehörigkeit beisammen zu halten und doch jedem die zu seiner Grundfläche und Bedeutung passende Lichthöhe zu geben, erwies sich als die zweckmäßigste Lösung die Zergliederung des Gebäudes in einen Mittelbau mit größeren und zwei Seitenflügel mit mäßigen Stockwerkshöhen, deren Niveauverschiedenheiten durch passend angelegte Treppen zu vermitteln waren.

Diese Lösung und der Wunsch, eine Reihe von Bequemlichkeiten zu bieten, welche in den bisher bekannten Studiengebäuden mehr oder weniger vermißt wurden, ergaben eine Grundrißbildung, die von dem üblichen Typus der Kollegiengebäude wesentlich abweicht.

Auf eine durch mehrere Stockwerke reichende Zentralhalle wurde aus Zweckmäßigkeitsgründen verzichtet. Infolge

dieses Verzichts erhielt jedes Stockwerk des Mittelbaues seine besondere geräumige Wandelhalle, welcher sowohl durch die rechts und links einmündenden Haupttreppen, als auch mittels reizvoller Durchbrechungen in Decken und Wänden eine eigenartige Gestaltung und mannigfaltige Lichtzuführung gegeben werden konnte.

Im Erdgeschoß reicht die Wandelhalle bei einer Breite von 7 Metern und einer Länge von 28 Metern vom Haupteingang durch die ganze Tiefe des Mittelbaues und ist nach hinten mit einem zum Garten hinausführenden Erfrischungsraum abgeschlossen, der als solcher mit seiner einfachen heiteren Ausbildung für Deutschland ein noch wenig gebräuchliches „akademisches Novum“ sein dürfte. Auf die Mitte der Halle münden die beiden 9 Meter breiten Haupttreppenhäuser, wodurch sich eine bedeutende zentrale Raumwirkung ergibt, welche noch erhöht wird durch eine fünf Meter weite Öffnung im Plafond, welche den Blick in das erste Obergeschoß und weit hinauf in die oberen Treppenhallen schweifen läßt.

In den einspringenden Winkeln der aus der geschilderten Anlage sich ergebenden Kreuzform liegen 4 mittelgroße Hörsäle für 80 bis 100 Zuhörer und zwar zwei nach Norden und je einer nach Osten und nach Westen, sodaß grelles Mittagslicht ganz ausgeschlossen ist.

Im ersten Obergeschoß sind an der Vorderfront (Norden) ein größerer Hörsaal mit 150 aufsteigenden und 2 kleinere ebene Säle mit je 60 Sitzen angeordnet. Nach hinten (Gartenseite) gruppieren sich um eine Erweiterung der Mittelhalle der Sitzungssaal und ein Lesezimmer des Dozentenkollegiums, ein Lesesaal und ein Schreibzimmer für 80 Studierende, und endlich der mit behaglicher Eleganz in Mahagonitäfelung und lichtgrüner Damastspannung ausgestattete Empfangs- und Sitzungssaal der C. C. Jügelstiftung.

Eine bemerkenswerte Neuerung bildet in den beiden genannten Stockwerken die Anordnung der Kleiderablagen vor den nördlichen Hörsälen, welche mit offenen Gestellen für die Hospitanten und verschließbaren Schränken für die immatrikulierten Studierenden ausgestattet sind. Die von diesen Kleiderablagen eingenommene Raumtiefe ergibt mit der Tiefe

der nebenliegenden Hörsäle vereinigt im zweiten Obergeschoß die Breite der Aula, welcher infolge dessen die stattlichen Abmessungen von 12 auf 30 m gegeben werden konnten.

Im zweiten Obergeschoß des Mittelbaues treffen die beiden Haupttreppen in einem durch 8 schlanke Kompositsäulen gegliederten Atrium zusammen, das den würdigen Vorraum einerseits zum Auditorium maximum (mit 250 ansteigenden Sitzen und elektrisch betriebenen Verdunkelungs- und Projektionsvorrichtungen), andererseits zu dem festlichen Raum der Aula bildet.

Die Aula hat die ihrer Grundfläche entsprechende Lichthöhe von 9 Metern. Lisenen aus hellrotem Marmor (rosso incarnato) beleben die Pfeiler zwischen den Wand- und Fensterbogen und leiten zu dem mit angetragenem Stuck gezierten Plafond über, dessen lichte Färbung mit dem Naturton der Rüsterholz-Türen und -Estraden und mit dem Marmor der Wände vorzüglich zusammengestimmt ist. Fünf einfache elegante Kronen und 18 Wandplaquetten aus vergoldeter Bronze mit Kristallbehang vollenden die festliche Wirkung des Ganzen.

Im nächsten Stockwerk — durch die seitlichen Nebentreppen erreichbar — ist über dem Atrium der gemeinsame Bibliothekraum für die staats- und handelswissenschaftlichen Seminare angeordnet, im Kern ein hoher Oberlichtsaal von 9 Metern im Würfel, mit 3 in Halbstockhöhe umlaufenden Galerien, welche von den um den Saal in zwei Stockwerken herumgruppierten Seminarien aus unmittelbar betreten werden können, eine Einrichtung, welche von allen Beteiligten mit Freuden begrüßt worden ist. In dem Bibliothekraum selbst sind 24 gut beleuchtete Studierplätze und ein besonderes, zentralgelegenes Zimmer für den Bibliothekvorsteher vorgesehen, zu denen noch die rund 150 Arbeitsplätze in den Seminarzimmern hinzukommen.

Den Besuchern dieser höheren Regionen bieten die Terrassen über dem Festsaal und über dem Bibliothekaufbau Austritt in die freie Luft und den Genuß eines herrlichen Blicks auf Frankfurt und seine weitere Umgebung.

Um die Zentralbibliothek liegen — je mit einem besonderen Dozentenzimmer — das wirtschaftsgeographische,

die volkswirtschaftlichen und zwei juristische Seminare, sowie (im obersten Stockwerk) das versicherungswissenschaftlich-statistische und das handelswissenschaftliche Seminar.

Die anderen fünf Seminare, das psychologische Institut und die technologische Abteilung sind in den seitlichen Flügelbauten verteilt, deren Einrichtung in Folgendem geschildert ist.

Die innere Verbindung dieser Baukörper wird durch die bereits erwähnten Nebentreppen vermittelt, welche durch sämtliche Stockwerke des Hauses reichen. Man hat beim Begehen derselben reizvolle Einblicke in die Wandelhalle und in die großen Treppenhäuser des Mittelbaues.

Der Ostflügel enthält

im Erdgeschoß:	die akademische Verwaltung und die Rektoratsräume;
im Zwischengeschoß:	Aufenthalts- und Sprechzimmer der Dozenten, ein allgemeines Sitzungszimmer und das philosophische Seminar;
im I. Obergeschoß:	das psychologische Institut, bestehend aus einem amphitheatralisch aufgebauten Hörsaal und mehreren mit komplizierten elektrischen und maschinellen Einrichtungen ausgestatteten Übungsräumen;
im II. Obergeschoß:	(auf Höhe der Aula-Estrade) ein Versammlungszimmer des Dozenten-Kollegiums (zeitweilig als Zeichensaal benutzt) sowie die Räume des germanistischen und des historischen Seminars;
im Dachgeschoß:	die Wohnung des Akademiepedellen.

Im Westflügel sind vorerst nur zwei Geschosse von der Akademie in Anspruch genommen und zwar

das I. Obergeschoß	durch den Vortragssaal und die Sammlungen der technologischen Abteilung, sowie durch ein zweites Aufenthalts- und ein Sprechzimmer der Dozenten,
das II. Obergeschoß	durch die Säle und Dozentenzimmer des romanischen und des englischen Seminars.

Erdgeschoß und Zwischengeschoß dieses Flügels (mit gesondertem Eingang in der westlichen Abschlußmauer) sind vorerst dem Institut für Gemeinwohl bezw. dem Sozialen Museum, das Dachgeschoß der Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung überlassen.

Die Wände sämtlicher Seminarsäle in den Flügelbauten sind mit Büchergestellen ausgerüstet. Für diese wie für die Ausstattung der Zentralbibliothek ist das System R. Lipmann (Straßburg i. E.) zur Anwendung gekommen.

Im Untergeschoß der Seitenflügel sind helle, luftige Räume für die Unterbringung von Lehrmittelsammlungen vorgesehen; auch eine Dunkelkammer für photographische Entwickelungen und eine Schmiede für die zum psychologischen Institut gehörige mechanische Werkstatt haben daselbst Platz gefunden.

Der Mittelbau birgt die Heizungsanlage mit den zugehörigen Koksräumen, sowie die elektrische Kraft- und Akkumulatorenanlage, welche zum Betrieb der Lüftung und Beleuchtung des ganzen Hauses und der maschinellen Einrichtungen der Hörsäle und der Seminarien dient. Zur Unterstellung von Fahrrädern sind in den hellen Korridorräumen die nötigen Gestelle vorgesehen.

Als Heizungssystem wurde Niederdruckdampfheizung gewählt mit elektrischer Pulsionslüftung für den Festsaal und für sämtliche Hörsäle. Die Temperatur dieser Räume kann mittels Fernthermometer in dem Zentralheizraum abgelesen werden. Die Heizanlage ist von dem Eisenwerk Kaiserslautern entworfen und ausgeführt.

Der Stil des ganzen Gebäudes ist der eines mäßig modernisierten Barock, wodurch einerseits das Haus sich dem Charakter der übrigen Gebäudegruppe harmonisch anschließt und andererseits der modernen Einrichtung des Innern freie Formentwickelung gewahrt ist.

Als Steinmaterial am Äußeren und Inneren diente der geflammte rote Mainsandstein, der in Verbindung mit den hellen Wandputzflächen und dem dunkelgrauen Ton der Basaltsockel und Schieferdächer dem Bau jene gediegene und

doch heitere, für Frankfurt so charakteristische Erscheinung verleiht.

Als künstlerische Schmuckteile des Hauses seien erwähnt: die Portalfiguren (von Krüger) und die Attikafiguren (von Herold), die drei Bronzereliefs (J. Kant, Goethe, W. v. Humboldt) an der Front des Mittelbaues (von Bäumler), insbesondere aber die außerordentlich fein und geschmackvoll ausgeführten Jügelmonumente in der Eingangshalle (von Professor Varnesi). Mit der Planverfassung des Gebäudes war auf Grund einer vorgelegten Skizze im Februar 1904 Baurat L. Neher betraut worden, unter dessen künstlerischer und technischer Oberleitung der Bau im Spätsommer 1904 begonnen und bis zum 21. Oktober 1906 (also in wenig mehr als zwei Jahren) ausgeführt und vollkommen fertig eingerichtet wurde. Ihm zur Seite standen für die spezielle Bauleitung die Architekten Stefan Simon und Robert Volz, deren Umsicht und Energie die tüchtige Ausführung und rechtzeitige Vollendung besonders zu danken ist.

Von Baurat Neher wurde am Morgen des 21. Oktober in der Wandelhalle des Erdgeschosses vor einem kleinen Kreise geladener Gäste der Neubau an Oberbürgermeister Dr. Adickes, den Vorsitzenden der Jügelstiftung und der Verwaltungsorgane der Akademie mit folgender Ansprache übergeben:

„Hochgeehrter Herr Oberbürgermeister!

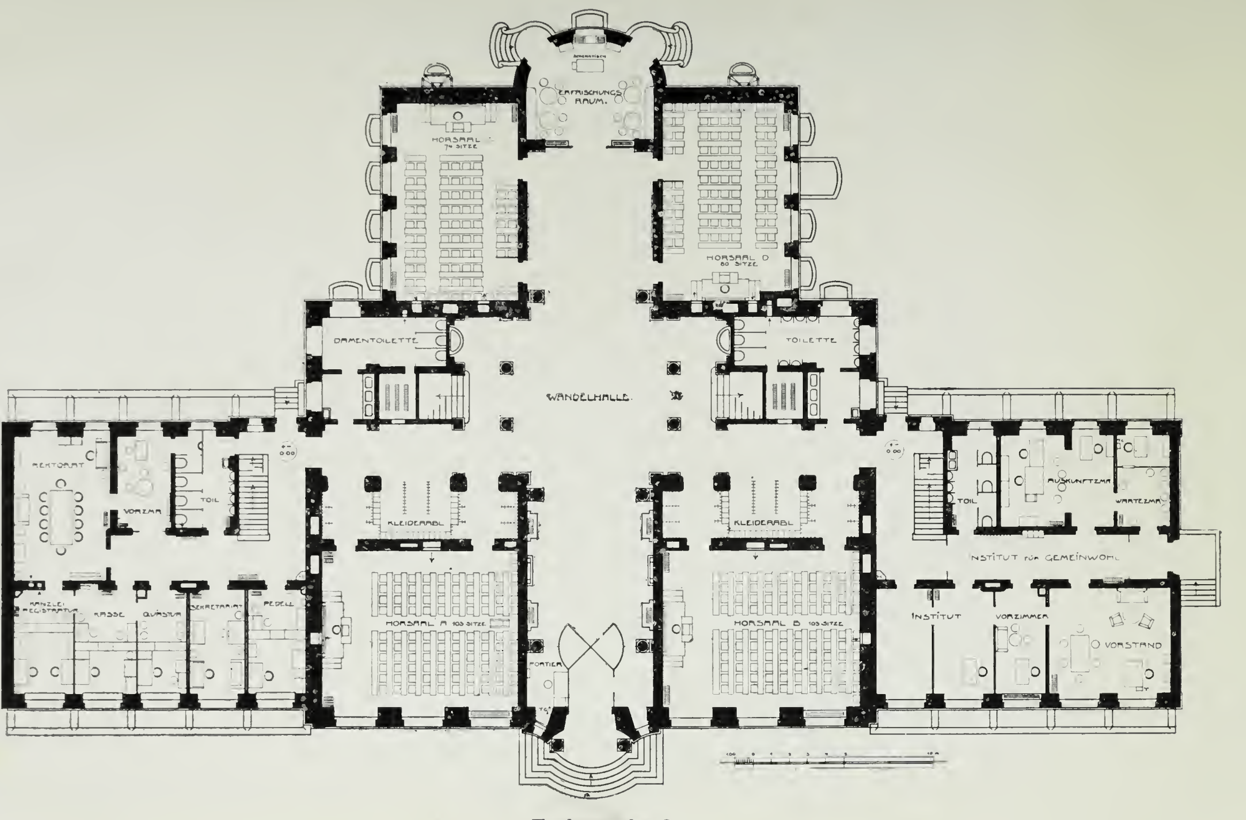
Als Vorsitzenden der Verwaltung der Jügelstiftung erlaube ich mir, Sie und Ihre Ehrengäste an der Schwelle des nunmehr vollendeten Jügelhauses zu begrüssen.

Drei und ein halbes Jahr sind vergangen, seit Sie mir das Blatt, auf welchem die Grundzüge für die Errichtung eines Auditoriengebäudes in knappen Worten verzeichnet sind, übergeben haben. Anderthalb Jahre vorbereitender Verhandlungen bedurfte es, bis die Grundstückverhältnisse geordnet waren und der Bau begonnen werden konnte. In wenig mehr als zwei Jahren angestrengter Arbeit ist der Bau ausgeführt und vollendet worden, trotz mannigfacher Schwierigkeiten, die sich dem Arbeitsbetrieb entgegenstellten.

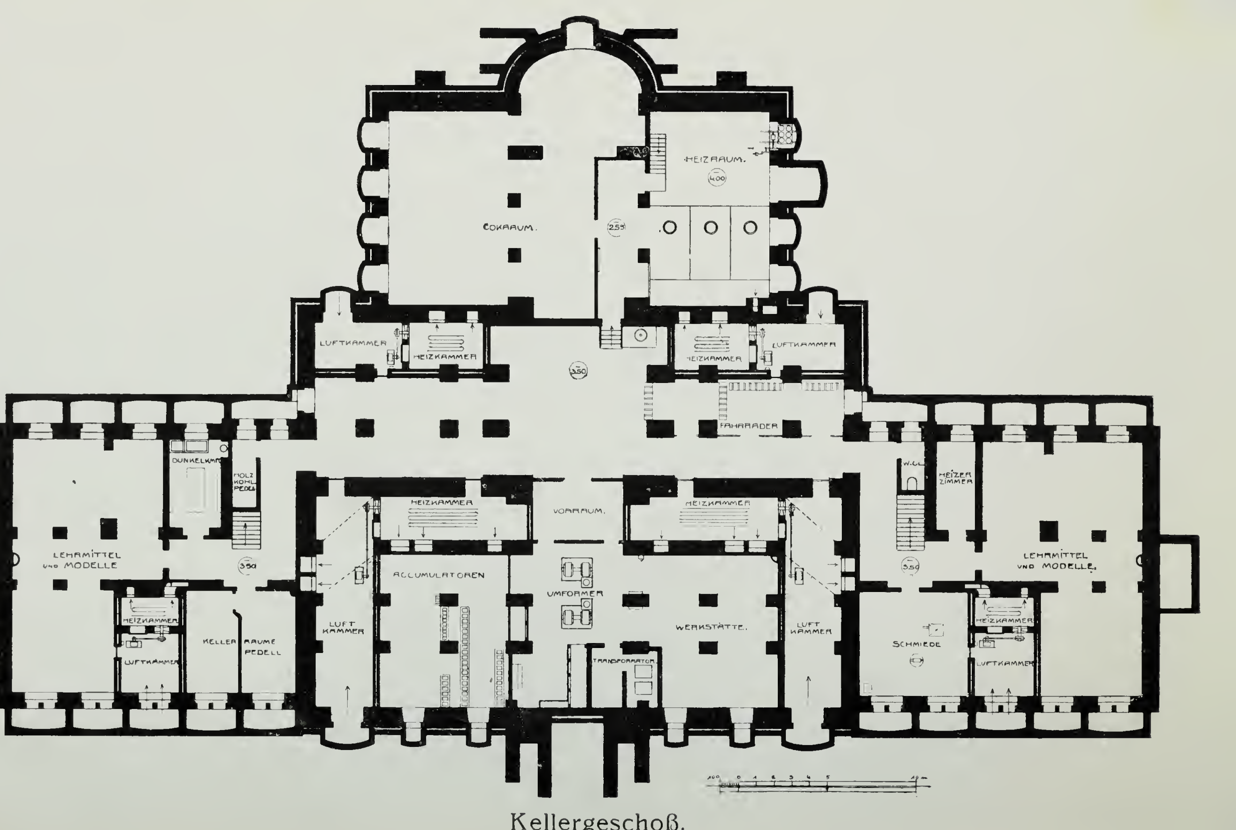
Ich darf es mit dankbarer Genugtuung rühmen, daß ich hingebendste Unterstützung in der Erfüllung der mir gestellten schönen Aufgabe gefunden habe. Sie war nicht immer leicht, wir haben die Wahrheit der Sprüche: Mens agitat molem und Dies diem docet, welche der akademische Rat an die Front des Hauses schreiben ließ, täglich erfahren; aber ich darf wohl im Namen Aller, die mit mir gearbeitet haben, den Wunsch und die Hoffnung aussprechen, daß auch die Schweißtropfen werktätiger Arbeit mit dazu beitragen mögen, um das Feld der theoretischen Arbeit, die nun beginnen soll, fruchtbringend zu machen.

Als besonderer Schmuck dieses Hauses sind zum Andenken an die hochherzigen Stifter des Jügelfonds von bewährter Künstlerhand zwei Denkmale gefertigt und gewissermaßen als Schlußsteine hier an der Schwelle des Hauses aufgestellt worden. Durch deren Enthüllung bitte ich die Übernahme des Hauses zu vollziehen; und so übergebe ich Ihnen den Bau mit tiefgefühltem Dank für das in mich gesetzte Vertrauen und für die mir gestellte Aufgabe, die ich als eine der schönsten und ehrenvollsten meines Lebens betrachte."

Auf diese Ansprache erwiderte Oberbürgermeister Dr. Adickes mit herzlichen Dankesworten für das von Baurat Neher und seinen Gehilfen geschaffene Werk und übernahm den Neubau im Namen der Jügelstiftung. Sodann gab er das Zeichen zur Enthüllung der im Eingang des Gebäudes angebrachten Reliefbilder, die Persönlichkeiten der durch die Reliefportraits Dargestellten dabei kurz charakterisierend und ihre Verdienste um Frankfurt rühmend. Das vom Eingang aus links befindliche Reliefbild stellt nach dem letzten Willen der beiden Gründer der Stiftung ihren Vater Carl Christian Jügel dar, das rechts vom Eingang ist von der Stiftungsverwaltung dem Andenken der beiden Stifter August und Franz Jügel selbst errichtet (siehe die Abbildungen S. 14 u. 15). An die Enthüllung der Reliefbilder schloß sich zunächst ein Rundgang durch den Neubau unter Führung des bauleitenden Architekten, und hierauf fand in der Aula, die bis auf den letzten Platz gefüllt war, eine akademische Feier statt, bei der die nachstehenden Reden gehalten wurden.


ERFRISCHUNGS RAUM.
HÖRSAAL 74 SITZE
HÖRSAAL D 80 SITZE
DAMENTOILETTE
TOILETTE
WANDELHALLE
REKTORAT
VORZMR
TOIL
KLEIDERABL
KLEIDERABL
AUSKUNFTZMR
WARTEZMR
TOIL
INSTITUT FÜR GEMEINWOHL
KANZLEI REGISTRATUR
KASSE
QUÄSTUR
SEKRETARIAT
PEDELL
HÖRSAAL A 103 SITZE
HÖRSAAL B 103 SITZE
PORTIER
INSTITUT
VORZIMMER
VORSTAND

Erdgeschoß.



Kellergeschoß.

PHOTOGR. LAUFFER.

Vorderansicht des Jügelhauses.



PHOTOGR. LAUFFER.



PHOTOGR. LAUFFER.

Oberbürgermeister Dr. Adickes, Vorsitzender der Verwaltung der C. Chr. Jügel-Stiftung sowie der Verwaltungsorgane der Akademie:

Hochansehnliche Festversammlung!

Namens der Carl Christian Jügel-Stiftung und zugleich namens der Verwaltungsorgane der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften heiße ich Sie alle hier herzlich willkommen. Vor allem Se. Excellenz den Herrn Kultusminister Dr. v. Studt, der auf's Neue eine lästige Reise nicht gescheut hat, um seiner Teilnahme persönlichen Ausdruck zu geben; nicht minder sodann die Vertreter hoher Militär- und Zivilbehörden, die Vertreter der Handelshochschulen sowie der benachbarten Universitäten und technischen Hochschulen, endlich alle Gönner und Freunde aus unserer Stadt, und ich danke Ihnen allen, daß Sie so zahlreich sich hier eingefunden haben, um unsere Freude zu teilen und vermehren zu helfen, daß es uns heute vergönnt ist, das Jügelhaus, das neue Heim der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, feierlich einzuweihen. Zugleich bin ich sicher, in Ihrer aller Namen zu sprechen, wenn ich lebendigsten und allerherzlichsten Dank zunächst und vor allem dem Architekten dieses Hauses, Herrn Baurat Neher und seinen Gehilfen, und unter ihnen besonders den Bauführern Simon und Volz ausspreche. Wie schon ein flüchtiger Eindruck beweist, hat er es verstanden, in monumentalen Baugedanken alles das zu verkörpern, was den Bauherren und den Professoren der Akademie als das Ziel ihres Wünschens und Könnens vorschwebte, und die eingehende Besichtigung wird nur bestätigen, wie sinnreich und praktisch zugleich der Plan verfaßt und der Bau durchgeführt ist. Darum nochmals herzlichen Dank!

Testamentarischer Bestimmung gemäß kündet die Inschrift über dem Eingang, daß dieses Haus aus den Mitteln der Carl Christian Jügel-Stiftung erbaut ist. Ihrem am 9. September 1869 im Alter von 86 Jahren verstorbenen Vater Carl Christian Jügel zu dauerndem Gedächtnis und seinen Wünschen entsprechend haben dessen Söhne August und Franz mit Testament vom 24. August 1870 der Stadt Frankfurt ihr Vermögen zur Begründung einer Carl Christian Jügel-Stiftung vermacht, eine Bestimmung, die mit dem Tode des letztlebenden Sohnes, Franz, am 17. Februar 1901 vorbehaltlich der am 21. August 1902 erteilten Allerhöchsten Genehmigung in Kraft trat.

Der, dessen Namen diese Stiftung trägt, ist ein Eingewanderter, an dem aber die Assimilationskraft, welche dieser Stadt wie allen lebenskräftigen Gemeinwesen eigen ist, sich glänzend bewährt hat. Denn als er starb, nachdem er 59 Jahre hier gelebt und gewirkt hatte, klagte man mit gutem Grunde, daß mit ihm ein Stück Alt-Frankfurt begraben würde.

Sein äußeres Leben zeigt nichts besonderes. Er war 1783 in Düren bei Aachen geboren. Doch verzogen seine Eltern bald darauf nach Berlin, wo er seine Kindheit und erste Jugend verlebte. Den alten Fritz noch auf der Straße gesehen zu haben, war seine erste und allezeit wert gehaltene Erinnerung. Nachdem er das Buchhändlergewerbe erlernt, auch auf Reisen mancherlei wichtige geschäftliche und freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte, kam er, da das Jahr des Verhängnisses 1806 in Berlin die Gewerbetätigkeit lahm gelegt hatte, hierher und trat nach mehrjähriger unselbständiger Tätigkeit im Buchhändlergewerbe zunächst in das damals blühende Brönner'sche Geschäft ein, nachdem er „aus Gnade" das Bürgerrecht unter der Bedingung erlangt hatte, keine andere als eine hier Verbürgerte zu heiraten. Dem entsprach er bald darauf. Im folgenden Jahre traute ihn der uns allen aus seinem Denkmal in den Anlagen wohlbekannte Pfarrer Kirchner mit Mimi Schönemann, einer Nichte von Goethes Lilli und Enkelin von Daniel Andreas Gontard d'Orville. Kurz darauf begründete er die bekannte Buchhandlung am Roßmarkt, die er in reger und geschickter Arbeit

bald zu großer Blüte brachte, und als er 1847 sein 50jähriges Buchhändler-Jubiläum feierte, zeigte die große und vielseitige Teilnahme, wie angesehen seine Stellung und wie anerkannt seine geschäftliche Tätigkeit war. 66jährig übergab er die Buchhandlung 1849 seinen Söhnen August und Franz, um dann noch 20 Jahre lang seinen künstlerischen und literarischen Neigungen zu leben.

Je schlichter aber das äußere Leben, um so reicher war das innere. Dr. Stricker, der bekannte Frankfurter Historiker, schildert ihn in der allgemeinen deutschen Biographie als „einen Mann von großer selbsterworbener Bildung, bei reicher poetischer Anlage und bei rauher Außenseite tiefer Empfindung", Frau Belli-Gontard nennt ihn „einen gescheidten, in jeder Weise bedeutenden Mann", dem sie angenehme Stunden verdanke, und Pfarrer Kalb sagt von ihm in seiner Grabrede: „man fühlte ihm an, daß er aus jener Geistesperiode stammte, in welcher neue große Gedanken und Gesinnungen wie mit schöpferischer Werdelust die Nation durchdrangen. Man merkte ihm an: er war seines eigenen Glückes Schmied, ein selbstgemachter Mann, der sich durch eigene Anstrengung zu Geltung und Besitz emporarbeitete. Aber er ward nie ein Anbeter des Mammons. Er verachtete den Geldstolz auf Erbgut. . . . Er stellte strenge Anforderungen, aber nicht bloß an andere, auch an sich. . . . Mit Vorliebe schlug sein Herz für unsere Stadt, deren einheimischer Bürgersinn seiner Denkweise wahlverwandt war. . . . Die Frankfurter Art, auch wo sie dem Fremden als Unart erscheint, ist ganz und gar seine Eigenart geworden. An Liebe zur alten Reichsstadt ward er von Keinem aus den ältesten Geschlechtern übertroffen. Keiner hat der echten Bürgertugend im alten Frankfurt ein so würdiges Denkmal gesetzt, wie er in seinen Erinnerungen."

In der Tat, außerordentlich anziehend sind die Lebenserinnerungen, die der Vierundsiebzigjährige in Anknüpfung an das aus Gontard'schem Besitz stammende, jetzt eine hervorragende Zierde des historischen Museums bildende Puppenhaus, unter eben diesem etwas seltsamen Titel „Das Puppenhaus", zum Besten der Schillerstiftung als Manuskript gedruckt

1857 herausgab, und das Buch verdiente namentlich in Frankfurt viel bekannter zu sein, als es tatsächlich ist. Man ersieht daraus nicht nur, wie das alte Frankfurt, das er trotz der primatischen Herrschaft noch ganz so fand, wie es Goethe so unübertrefflich schildert, es ihm angetan hat; wie das tüchtige und gesunde wirtschaftliche Leben seiner eigenen Sinnesweise so ganz entsprach und wie viel tüchtige Männer und schöne Frauen die Geselligkeit zierten; wie seine launigen Gelegenheitsgedichte ihn wohl gelitten machen und wie glücklich er ist, als bei der Hochzeit des ihm befreundeten Stadtbaumeisters Heß, des Erbauers der Stadtbibliothek, im Jahre 1815 zu seiner Überraschung auch Goethe unter den auf dem Forsthaus versammelten Gästen erscheint und ein von ihm mit den damals zulässigen Anspielungen verfaßtes und trotz seiner Weigerung auf allgemeines Verlangen vorgetragenes Hochzeitsgedicht mit den Worten lobt: „Das Gedicht ist viel besser, als Sie es uns vorgetragen haben, wir hätten uns noch weit länger daran erheitern können" — man ersieht aber auch daraus, wie die große Zeit der Befreiungskriege ihm zeitlebens das Herz erfüllt, wie er den Kultus der Ideale in der späteren Zeit oft schmerzlich vermißt, und wie er es tief empfindet, daß die von Goethe 1814 und 1815 so freudig begrüßten Anfänge erhöhter Pflege von Kunst und Wissenschaft so bald wieder ins Stocken geraten.

So flüchtet er zur Poesie, und als hoher Siebziger und Achtziger läßt er — in aller Bescheidenheit nur als Manuskript gedruckt — eine schlichte anmutige Erzählung „Erste Liebe", deren Schauplatz Berlin zu Ende des 18. Jahrhunderts ist, und bald darauf hochpoetische „Schöpfungsphantasien" drucken; und als im Jahre 1866 der 83jährige hört, daß im deutschen Hochstift — ebenso wie übrigens auch in anderen Kreisen — das Projekt der Begründung einer Universität in hiesiger Stadt als Ersatz für den Verlust des Bundestages erörtert wird, da tritt er in einem Brief vom 25. Oktober 1866 an Dr. Volzer auf das wärmste für diesen Gedanken ein, nicht nur aus materiellen Gründen: der Kleinbürger habe darin ein Mittel, sich durch Wohnung und Inkostnahme der Studierenden sein Einkommen zu verbessern, sondern vor allem aus idealen

Gründen: das Zusammenwirken so vieler geistiger Elemente würde mit großem Erfolg — so drückt er sich in seiner kräftigen Sprache aus — dem Geldsack die Spitze bieten, den echten und bewegten Bürgersinn nicht untergehen lassen, das stramme Preußentum mildern und den Glanz unserer Stadt auch auf nicht materiellem Gebiete heben.

Verehrte Festgenossen! Ich habe es für meine Pflicht gehalten, das Bild des Mannes, dessen Andenken dieses Haus ferneren Geschlechtern überliefern soll und das schon den meisten der jetzt Lebenden fremd geworden ist, auf's neue lebendig zu machen, neben den Bildern aus Erz, die Sie, von Professor Varnesis Meisterhand geschaffen, in der Eingangshalle gesehen haben. Und gerade im Hinblick auf die Persönlickeit Carl Jügels hat die testamentarisch zur Festlegung des Zwecks der Stiftung berufene Kommission, welche mit dem alten Carl Jügel völlig darin einig war, daß die energische Förderung von Kunst und Wissenschaft vor allem unerläßlich sei, wenn die bisherige Stellung dieser Stadt unter den deutschen Städten behauptet werden soll, mit gutem Grunde als Zweck der dem Andenken von Carl Christian Jügel gewidmeten Stiftung die Errichtung und Unterhaltung einer allgemeinen akademischen Unterrichts-Anstalt für die Gebiete der Geschichte, Philosophie und deutschen Sprache und Literatur bestimmt.

Freilich mit den vorhandenen, an sich großen — mehr als 2 Millionen Mark betragenden — Mitteln war es undenkbar, die Errichtung einer solchen Anstalt in's Auge zu fassen, wenn nicht die Möglichkeit gewesen wäre, Anschluß an die seit dem 21. Oktober 1901 eröffnete Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu finden und durch den dauernden Zusammenschluß beider wissenschaftlicher Arbeit und Lehre eine bedeutsame erweiterte Stätte zu bereiten.

Wir sind dem Herrn Kultusminister zu lebhaftem Dank verpflichtet, daß er dieser neuen und eigenartigen Verbindung bereitwilligst im Mai 1903 die Genehmigung gewährt hat, und daß er im Hinblick auf die erweiterte Lehrtätigkeit schon am 2. Februar 1906 die Studierenden der neuen Sprachen zu einem Studium an dieser Akademie mit der Wirkung zuge-

lassen hat, daß ein hier verbrachtes Studienjahr auf die vorgeschriebenen Universitätssemester angerechnet werden soll.

Der gegenwärtige Name „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften" drückt freilich den Charakter der erweiterten Anstalt nicht mehr zutreffend aus. Aber dieser Mangel wird bei einem im vollen Fluß der Entwickelung begriffenen Institut am ehesten ertragen werden können.

Gerade fünf Jahre sind heute vergangen seit Begründung der Akademie, in deren Namen ich Sie gleichzeitig willkommen zu heißen habe zu der Feier, mit welcher sie heute den ersehnten Einzug in ein schönes und weiträumiges Heim vollzieht, das sie auf Grund ihrer ewigen Verbindung mit der Jügelstiftung wohl als eigenes bezeichnen darf. Dank den Gönnern, die neue Mittel zur Verfügung stellten, Dank der Jügel-Stiftung und Dank vor allem dem Dozenten-Kollegium, welches in seltener, nie getrübter Einmütigkeit und begeisterter und begeisternder Pflichttreue unter oft schwierigen Verhältnissen seines Amtes gewaltet hat, ist die Entwickelung der Akademie in den bisher verflossenen fünf Jahren eine außerordentlich erfreuliche gewesen. Die Zahl der Mitglieder des Dozenten-Kollegiums ist von 8 auf 14 gestiegen, während an Privat-Dozenten 3 und an Assistenten 6 hinzugetreten sind und 9 Dozenten im Nebenamt ihre wertvolle Arbeit uns erhalten haben. Die Zahl der Vorlesungen ist von 52 auf 93 gestiegen und die Zahl der Vorlesungswochenstunden von 93 auf 170. Die Zahl der eigentlichen Besucher ist von 36 auf 172 und die Gesamtzahl der Zuhörer von 549 auf 712 angewachsen, darunter sowohl selbständige und unselbständige Kaufleute, als technische Leiter industrieller Betriebe, Juristen und höhere Verwaltungsbeamte und Lehrer. Die Zahl der weiblichen Zuhörerinnen hat sich von 53 auf 166 erhöht. Die Ausgaben aber haben sich von 141,500 Mk. auf 228,400 Mk. steigern können.

Der besondere Charakter der hiesigen Akademie ist schon verschiedentlich hervorgehoben worden. Es wird aber auch bei dieser Gelegenheit zweckmäßig sein, darauf erneut hinzuweisen. Die Akademie soll freilich eine Handels-Hochschule in vollem Umfange sein und sie freut sich der engen

und lebendigen Verbindung mit ihren Schwester-Anstalten. Sie legt aber, wie schon ihr Name sagt, Wert darauf, zugleich im besonderen Sinne eine Schule der sozialen Wissenschaften zu sein, und zur Pflege dieses Studiums befähigen sie ganz besonders die der Akademie nahe stehenden sozialen Institute: das soziale Museum, die Auskunftstelle für Arbeiterangelegenheiten und die Zentrale für private Fürsorge, alles Institute, deren Gründung demselben Manne verdankt wird, der neben und mit der Stadt der Mitbegründer der Akademie ist, den wir aber infolge einer Unpäßlichkeit, zu unserem ganz besonderen Leidwesen, auch heute nicht in unserer Mitte begrüßen können, Herrn Dr. Wilhelm Merton. Ihm verdankt auch die gleichfalls im Jügelhause ihren Sitz habende, über ganz Deutschland sich erstreckende Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung, welche sowohl die Fortbildung von Ingenieuren als von Juristen und Verwaltungsbeamten nach der wirtschaftlichen Seite hin zu fördern bezweckt, ihre Gründung. Sie arbeitet ganz im Sinne der Akademie, welche von vornherein den Gedanken verfolgt, die Theorie für die Praxis fruchtbar zu machen und die Praxis mit wissenschaftlichem Denken zu erfüllen und deshalb auch gerade die Fortbildung von Technikern, Verwaltungsbeamten und Juristen als eine ihrer Aufgaben bezeichnet hat, sodaß auch Verwaltungskurse von Anfang an in ihr Programm eingeschlossen waren.

Indessen liegt das am meisten charakteristische Element in der Verfassung der Akademie, welches sie insbesondere von Universitäten und technischen Hochschulen scharf unterscheidet, darin, daß die Verwaltungsorganisation auf einer Verbindung von Laien und Gelehrten beruht. Diese Verbindung ist in Frankfurt seit langem in den alten naturwissenschaftlichen Instituten dieser Stadt bewährt, und sie hat sich auch bei dieser neuen Anstalt bisher schon als günstig erwiesen und wird sich, wie wir hoffen, in noch höherem Maße weiterhin bewähren. Der Segen dieser Verbindung wirkt nach vielen Seiten und weithin, und zwar zunächst für das geistige Leben dieser Stadt, weil dadurch für alle geistig regsamen Kräfte Mittelpunkte geistigen Lebens ge-

schaffen werden, an denen sie selbst mitarbeiten und sich wissenschaftlich fördern können, nicht minder aber für die Entwickelung der Akademie selbst, weil dadurch ein lebendiger Zusammenhang zwischen ihr und der Bürgerschaft entsteht und ihr Freunde erwachsen, welche nicht zögern, die für die Entwickelung erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen; endlich aber auch für den preußischen Staat und das Deutsche Reich: denn die öffentlichen Gewalten, welche doch am letzten Ende auf die Steuerkraft angewiesen sind, können auf die Dauer nicht mit anderen Ländern, vor allem den Vereinigten Staaten von Nordamerika konkurieren, in denen ein freier und stolzer Bürgersinn in immer steigendem Maße auch für die Pflege der Wissenschaft in überwältigendem Umfange Mittel zur Verfügung stellt. Der Herr Kultusminister hat es zu wiederholten Malen ausgesprochen, wie freudig er es begrüße, wenn auch außerhalb der staatlichen Gewalten sich opferfreudige Kräfte regen und Einrichtungen schaffen, die der Wissenschaft und ihrer Pflege und damit dem ganzen Volke zu gute kommen.

Freilich, bisher sehen wir hier nur Anfänge und all die zahlreichen Schwierigkeiten, die aus der Unzulänglichkeit und den Mängeln einer im ersten Werden begriffenen Unternehmung entspringen. Zweifel und Mißtrauen regen sich und werden laut, ob auch die Kräfte für das große Werk ausreichen und die Stadt nicht über Gebühr beschwert werden wird. Allein wenn wir auf das zurückschauen, was in der kurzen Frist von fünf Jahren bereits geleistet worden ist, so dürfen wir wohl mit Zuversicht hoffen, daß auch weiterhin tätige Teilnahme der Anstalt nicht fehlen, alte Gönner ihr treu bleiben und neue hinzutreten werden.

Von der allerwesentlichsten Bedeutung aber für das Gedeihen der mit der Jügel-Stiftung unlösbar verbundenen Akademie ist ihre Zusammenarbeit mit den anderen hiesigen Bestrebungen zur Hebung des geistigen Lebens. Mit allen verknüpfen uns freundschaftliche Beziehungen. Unsere Dozenten arbeiten gern und eifrig mit auf den Gebieten, welche das Freie Deutsche Hochstift und der Ausschuß für Volksvorlesungen sich zur Pflege auserkoren haben. Vor allem sind wir auf's

engste verbunden mit den alten naturwissenschaftlichen Instituten, dem Dr. Senckenbergischen Institut, der Dr. Senckenbergischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft und dem Physikalischen Verein. Der Vorsitzende des ältesten dieser Institute, unser allverehrter Geheimrat Dr. Schmidt, sprach es vor fünf Jahren bei der Eröffnung dieser Akademie aus: „Wir wollen mit der neuen Akademie Schulter an Schulter und Hand in Hand für das Wohl und das Beste Frankfurts kämpfen", und dies Versprechen ist getreulich gehalten. Verdanken wir doch dieser Zusammenarbeit nicht zum mindesten auch die Möglichkeit, daß wir hier an dieser Stelle das Jügelhaus im engsten Zusammenhang mit den großen neuen naturwissenschaftlichen Anstalten haben aufführen können, und haben wir doch noch zuletzt mit vereinten Mitteln die verbindenden Bogengänge hergestellt, welche erst die Gesamtheit der einzelnen Anstalten auch äußerlich zu einer Einheit erheben.

Inzwischen haben wir neulich auf dem linken Mainufer in unmittelbarer Nähe der Krankenanstalten ein neues wissenschaftliches Institut von hoher Bedeutung, das Georg Speyer-Haus, eingeweiht, und andere Neubauten zur Pflege medizinischer Wissenschaft und praktischer Krankenpflege gehen rasch ihrer Vollendung entgegen. So dürfen wir getrosten Mutes vorwärts sehen. Die große Teilnahme, der heute die Eröffnung des neuen Hauses begegnet, zeigt auf das Erfreulichste, daß auch die neue Anstalt mehr und mehr in Herz und Sinn der Bürgerschaft hineinwächst, während andererseits das Dozenten-Kollegium — ich weiß es — davon überzeugt ist, daß das neue, geräumige und glänzende Haus nicht nur neue Freuden bringt, sondern vor allem neue Pflichten auferlegt.

Mögen denn Ströme von Geist und Leben aus diesen Hallen hervorquellen, Geist und Leben weckend in dieser Stadt und weit darüber hinaus!

Professor Dr. Pohle, Rektor der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften*):

Hochansehnliche Versammlung!

Verschiedenartige Empfindungen sind es, die heute die Herzen derer bewegen, in deren Namen ich als derzeitiger Rektor zu sprechen die Ehre habe, der Lehrer und der Lernenden an der Akademie zu Frankfurt. Vor allem sind es natürlich Gefühle des herzlichsten und innigsten Dankes, die in uns lebendig sind. Unser aufrichtigster Dank gebührt zunächst dem Bauherrn, dem Vorstande der Jügelstiftung. Die Verwaltung der Jügelstiftung hat bei der Durchführung der Absichten der beiden Stifter von wirklich großen Gesichtspunkten sich leiten lassen und etwas Ganzes zu schaffen verstanden. Sie erkannte mit sicherem Blick, daß es nicht genüge, ein Bauwerk nur für die Wissensgebiete zu errichten, deren Pflege sie sich als spezielle Aufgabe gesetzt. Um die Zersplitterung der wissenschaftlichen Arbeit und der wissenschaftlichen Interessen in Frankfurt zu vermeiden, die aus einem solchem Vorgehen unweigerlich hätte entstehen müssen, beschloß sie vielmehr, mit ihren Bestrebungen in ein engeres Verhältnis zu unserer Anstalt zu treten. Und hieraus erwuchs dann bei ihr der Plan, ein Bauwerk entstehen zu lassen, in dem nicht einzelne, sondern alle an der Akademie vertretenen Fächer eine würdige Arbeitsstätte finden sollten. Aber nicht nur für die gegenwärtigen Bedürfnisse der Akademie ist in dem Jügelhause, das wir heute fertig vor uns sehen, reichlich und in der denkbar trefflichsten Weise gesorgt. Es läßt auch Raum für eine künftige Ausdehnung und Erweiterung der Akademie, die, wie wir wünschen und zuversichtlich hoffen, in der neuen Entwickelungsperiode der Akademie, die mit heute beginnt, sowohl in bezug auf die Frequenz als auch in bezug auf den Kreis der bei uns gelehrten Gegenstände eintreten

*) Die Rede, die beim mündlichen Vortrag aus äußeren Gründen stark gekürzt werden mußte, zumal gegen den Schluß hin, wird hier in ihrer ursprünglichen Gestalt wiedergegeben. Ihrem ganzen Charakter gemäß ist von einer Anführung der benutzten Literatur im Einzelnen abgesehen worden.

wird. Für den Gedanken, ein solches Bauwerk zu schaffen, und für die Art und Weise, wie bei der Anlage des Gebäudes und seiner inneren Einrichtung die besonderen Bedürfnisse der Akademie auf das sorgfältigste berücksichtigt worden sind, wird die Akademie der Jügelstiftung für alle Zeit tief verpflichtet bleiben. Uns Dozenten insbesondere, die wir fünf Jahre in den engen und bescheidenen Verhältnissen des alten Akademiegebäudes gearbeitet haben, ist es heute zu Mute wie Leuten des Märchens, die plötzlich aus armseliger Hütte in ein Königsschloß versetzt werden!

Unser Dank richtet sich weiter an den Baumeister, Herrn Baurat Neher, und an seine Gehilfen, an ihrer Spitze die Herren Architekten Simon und Volz. Der Plan, den Herr Baurat Neher für das Jügelhaus entworfen hat, entspricht in geradezu idealer Weise den Anforderungen der Schönheit, aber auch denen der Zweckmäßigkeit. Und wie originell ist die Anlage des Ganzen! Der Baumeister hat sich von dem hergebrachten Typus des Auditoriengebäudes einer Hochschule in wesentlichen Punkten ganz frei gemacht, um etwas Neues und Eigenartiges zu schaffen. Wie trefflich ist der Raum ausgenutzt, ohne daß man in irgend einem Teile des Gebäudes die Empfindung der Enge hätte! Überall fühlt man sich frei, weil überall weite Durchblicke sich öffnen. Und wie bei dem Gesamtplan, so hat der Baumeister auch bei der Ausgestaltung der einzelnen Teile überall selbständige und originelle Ideen, für die es anderwärts noch nirgends Vorbilder gab, in das Jügelhaus mit hineingebaut. Wie gelungen ist, um nur einen Punkt herauszugreifen, die Anlage der vereinigten staats- und handelswissenschaftlichen Seminare! In der Mitte die allen acht Seminaren gemeinsame Bibliothek, durch zwei Stockwerke hindurchgehend und Raum für etwa 40000 Bände bietend, um sie als um ihren Mittelpunkt herum gruppiert die Seminarübungs- und die Seminarleiterzimmer; der ganze umfangreiche Komplex nach außen wieder abgeschlossen und ein zusammengehöriges Ganzes darstellend. Wie in diesen, so ist auch in allen übrigen Räumen, in den Hörsälen zumal, dafür gesorgt, daß die wissenschaftliche Arbeit vor Störungen von aussen gesichert ist, und daß die Hilfsmittel, die sie

braucht, ihr auf die bequemste Weise zugänglich sind. Es wird eine Lust und eine Freude sein, in den neuen Räumen zu arbeiten. Sämtlich verfügen sie über eine Fülle von Licht und sind in Farben gehalten, die dem Auge geradezu wohltun. Ich kann hier unmöglich alle Vorzüge des Werkes, das die Kunst des Baumeisters und seiner Gehilfen geschaffen hat, im Einzelnen hervorheben. Das vollendete Werk lobt den Meister am besten. Aber es ist mir aufrichtiges Bedürfnis, Herrn Baurat Neher und den Herren seines Bureaus noch ganz besonders für die stete Bereitwilligkeit und die wahrhaft unerschöpfliche Geduld zu danken, mit der sie auf die zahlreichen kleinen und großen Wünsche des Lehrkörpers und seiner einzelnen Mitglieder wegen der Ausgestaltung des Baus und seiner inneren Ausstattung eingegangen sind. Das Zusammenarbeiten mit der Bauleitung war für die, die dazu berufen waren, das Bindeglied zwischen ihr und dem Lehrkörper zu bilden, eine wirkliche Freude. Niemals ist die Harmonie dieses Zusammenwirkens auch nur durch den leisesten Mißklang gestört worden.

Unser Dank gilt endlich der Gesamtheit der Bauleute, die an der Vollendung des Werks irgendwie beteiligt waren. Wenn es gelungen ist, den außerordentlich kurz bemessenen Zeitraum von nur wenig über zwei Jahren, die für die Fertigstellung des Jügelhauses in Aussicht genommen waren, auch tatsächlich innezuhalten, so verdanken wir diese gewaltige Leistung nicht nur der Umsicht und der Betriebsamkeit der Bauleitung, sondern ganz wesentlich auch dem Eifer und dem Fleiß, mit dem alle Bauleute die ihnen übertragenen Arbeiten gefördert und so an ihrem Teile zum guten und rechtzeitigen Gelingen des ganzen Werks beigetragen haben. Und zugleich sind wir überzeugt, daß es der Sorgsamkeit und Gewissenhaftigkeit der Bauleute gelungen ist, ein Gebäude zu schaffen, das Jahrhunderten Trotz bieten kann. Als ein glückverheißendes Omen in dieser Hinsicht mag es gelten, daß der Bau ohne jeden Unfall verlaufen ist.

Neben dem Gefühl des innigsten Dankes beherrschen die Lehrer und die Studierenden der Akademie heute aber auch noch Empfindungen ganz anderer Art. Vor allem lastet auf

uns das Gefühl einer starken Verpflichtung für die Zukunft. Unsere Tätigkeit wird künftig unter viel günstigeren äußeren Bedingungen und in glanzvollerem Rahmen sich vollziehen als bisher. Um so größer muß aber auch unsere Sorge sein, daß unser Tun den rechten Erfolg habe, daß unsere Arbeit Früchte trage, die den großen Mitteln entsprechen, die zu ihrer Unterstützung aufgewendet sind. Und so entsteht die Frage: Von welchem Geiste muß unser Wirken und Streben getragen sein, wenn es erhöhten Anforderungen und Verpflichtungen gerecht werden will? Die Antwort hierauf in allgemeinen Sätzen zu geben ist schwer, wenn nicht unmöglich. Leichter ist sie zu finden, wenn wir nicht nach toten Regeln, sondern nach lebendigen Vorbildern für unser Tun suchen, gemäß dem Worte Goethes: „Das Wesen der Welt läßt sich nie in eine Formel fassen, wohl aber stellt es sich in großen Persönlichkeiten kräftig und deutlich dar". Naturgemäß werden wir diese Persönlichkeiten unter denen suchen, die in die Kultur unseres eigenen Volkes eingegangen sind. Welche Heroen der deutschen Geistesgeschichte sollen uns nun aber Führer und Vorbilder sein, in welchen Männern verkörpert sich am kräftigsten und deutlichsten der Geist, der unsere eigene wissenschaftliche Arbeit und unsere ganze Lebensauffassung und -führung bestimmen und beherrschen soll? Das neue Bauwerk gibt die Antwort auf diese Frage. Von der Stirnseite des Jügelhauses schauen die Reliefbilder von drei großen Persönlichkeiten der deutschen Geistesgeschichte herab. Nach dem einstimmigen Vorschlag des Dozenten-Kollegiums sind hierfür gewählt worden die Bildnisse von Kant, Goethe und von Wilhelm von Humboldt. Eine glücklichere und bezeichnendere Wahl konnte, wie mir scheint, nicht getroffen werden. Alle drei gehören trotz der Verschiedenheit ihrer Geburts- und Sterbejahre noch der gleichen Epoche der Geistesgeschichte an, „dem goldenen Zeitalter der deutschen Humanität", wie es Treitschke treffend genannt hat. Und sie sind zugleich, wenn auch neben dem Genius eines Kant und eines Goethe das Talent Wilhelms von Humboldt bescheiden zurücktreten muß, die charakteristischsten Vertreter dieser Periode des deutschen Geisteslebens, jener Periode, auf die

der Mensch der Gegenwart nur mit einem leisen Gefühle der Wehmut zurückschaut als auf ein verlorenes Paradies.

Selbstverständlich kann ich in der kurzen hier verfügbaren Zeitspanne nicht versuchen, auch nur in groben Umrissen die Stellung der drei Genannten in der Geschichte der Wissenschaften und der menschlichen Ideen zu bestimmen. Das würde auch der Bedeutung des heutigen Tags gar nicht entsprechen. Nicht was Kant, Goethe und Wilhelm von Humboldt für die Entwickelung der Wissenschaft und der Weltanschauung historisch bedeuten, gilt es hier zu untersuchen, auch nicht, inwieweit die Ergebnisse ihres Forschens für die Gegenwart noch maßgebend und zutreffend sind. Gerade der letzten Aufgabe nachzugehen, wäre sehr verlockend: ich erinnere nur daran, wie Kant und Goethe, als Darwinianer vor Darwin, schon echte Vertreter des modernen Entwickelungsgedankens gewesen sind, oder wie Kant bereits zu dem modernsten aller soziologischen Probleme, dem Rassenproblem, der Frage nach dem Einfluß der ursprünglichen Rasseneigenschaften des Menschen auf die politische und die Kulturgeschichte Stellung genommen hat, oder wie bei Wilhelm von Humboldt die Summe seiner Spracheinsicht ganz im Geiste der neueren Philologie sich dahin zusammenfassen läßt, „daß der lebendige Leib der Sprache nicht an das Kreuz der Logik geschlagen werden dürfe“.

Nichts von alledem soll uns in dieser Stunde beschäftigen. Sie mag ganz dem Einen gewidmet sein, das aufzusuchen, worin wir an den großen Vorbildern, die wir gewählt, für die Erfüllung unserer Aufgaben uns stärken und von ihnen lernen können, ihrer Art, zu forschen und Wissenschaft zu treiben, ihrer Art, die Menschen und die Dinge zu betrachten und das Leben mit seinen großen und seinen kleinen Pflichten zu führen, kurz ihrer ganzen Auffassung des Lebens und der Wissenschaft. „In Etwas ist jeder Deutsche“, nach Wagners Wort, „seinen großen Meistern verwandt“. Nun wohlan, so wollen wir heute das „Etwas“ suchen, worin wir uns Kant, Goethe und Wilhelm von Humboldt zwar noch nicht verwandt fühlen dürfen, aber mit redlichem Bestreben ihnen verwandt werden wollen.

Naturgemäß kann es bei einer solchen Aufgabe nur subjektiv gefärbte Lösungen geben. Jeder, der in das Wesen einer großen Persönlichkeit näher einzudringen sucht, wird sich je nach seinen Geistes- und Gemütsanlagen, seinem Temperament und der Richtung seines Strebens von anderen Seiten ihres Wesens angezogen fühlen und in anderen Eigenschaften die Summe ihrer Bedeutung finden. Mit diesem Vorbehalt möchte ich das, worin ich das eigentlich Vorbildliche für uns bei Kant, Goethe und Wilhelm von Humboldt sehe, dahin bezeichnen: bei *Kant* ist es *die kritische Gesinnung*, die niemals die Grundlagen und die Grenzen der menschlichen Erkenntnis aus den Augen verliert, sowie die tiefe Einsicht in die wahre Beschaffenheit der Wissenschaft, aus der heraus er in gleicher Weise die leeren Spekulationen der Metaphysik wie den rohen Empirismus verurteilt, der nur Tatsachen auf Tatsachen häuft; bei *Goethe* ist es *der scharf ausgeprägte Wirklichkeitssinn*, der die Natur und die Welt nicht zum Echo der eigenen Stimmungen und Empfindungen macht, sondern ihr objektiv gegenübertritt, ihr willig sich hingibt und sie unbefangen auf sich wirken läßt; bei *Humboldt* endlich ist es *die innerliche, idealistische Auffassung des Lebens*, die alle Dinge der Welt in erster Linie nach dem Wert beurteilt, den sie für die Bildung und Entwickelung der eigenen Persönlichkeit haben. Oder, da wir im Deutschen nun einmal längere Gedankenreihen oft kürzer und treffender mit Fremdworten als in der Muttersprache ausdrücken können, lassen Sie mich heute kurz handeln von dem *Kritizismus Kants*, *dem Realismus Goethes* und *dem Idealismus Humboldts*.

Daß die Kritik, die erbarmungslose Schärfe der Kritik, das eigentliche Wesen der Kantschen Philosophie ausmacht, darüber kann ja wohl kein Zweifel bestehen. Kant hat nach Humboldts schönem Wort uns weniger Gefundenes mitgeteilt, als vielmehr die Fackel des eigenen Suchens in uns angezündet. Er schenkte uns nicht ein neues System der Philosophie, sondern er lehrte uns eine neue Methode zu philosophieren. Diese Methode aber war die kritische. Mit ihrer Hilfe hat er das große Werk vollbracht, den Spinnweb-

charakter aller methaphysischen Systeme zu enthüllen. Und von dieser Leistung gilt gewiß auch heute noch das Urteil, das bereits einer der Zeitgenossen Kants fällte: „Was Kant zertrümmert hat, das wird sich niemals wieder erheben.“ Von ihm, dem Alleszermalmenden, dürfen wir darum vielleicht mit größerem Rechte als von Lessing sagen, daß die Kritik seine Muse gewesen sei. Der Geist kritischer Selbstbesinnung auf die Grundlagen und die Voraussetzungen der menschlichen Erkenntnis ist es, der alle seine Werke, zumal die seiner späteren, der sog. kritischen Periode, durchleuchtet und ihnen ihr Gepräge gibt. Und nur da, wo dieser Geist lebendig ist und kräftig sich regt, da ist auch heute wahre Wissenschaft. Was den Dilettantismus in der Wissenschaft kennzeichnet, das ist ja eben der Mangel an Selbstkritik und die Unbelehrbarkeit.

Unsere Zeit steht noch stark unter der Herrschaft des Schlagwortes von der „voraussetzungslosen Wissenschaft“. Ich kann mir nicht vorstellen, daß dieses Schlagwort die Zustimmung des Königsberger Philosophen gefunden hätte. Denn das, worauf es in letzter Instanz ankommt, bringt die Formel von der voraussetzungslosen Wissenschaft nur sehr unvollkommen zum Ausdruck. Nicht vollkommen voraussetzungslos soll die Wissenschaft sein, aber sie muß völlige Freiheit in der Wahl ihrer Voraussetzungen besitzen, sie muß autonom sein. „Die Freiheit im Denken bedeutet“, wie Kant sagt, „die Unterwerfung der Vernunft unter keine anderen Gesetze als die, die sie sich selbst gibt.“

Eine Wissenschaft ganz ohne Voraussetzungen hat es nie gegeben und kann es nicht geben. Nicht das ist tadelnswert, daß alles menschliche Forschen immer von gewissen Voraussetzungen ausgeht, sondern nur das verdient entschiedenste Zurückweisung, wenn eine Wissenschaft sich ihre Voraussetzungen von einer außer ihr liegenden Macht vorschreiben läßt. Fast noch schlimmer aber ist es, wenn eine Wissenschaft sich der Voraussetzungen, unter denen allein ihre Sätze Wahrheit beanspruchen können, nicht einmal klar bewußt ist. Die unbewußten Voraussetzungen, die unseren Schlüssen zu Grunde liegen, sind die am meisten gefährlichen.

Solche unbewußte, nicht klar erkannte und ausgesprochene Voraussetzungen spielen auch heute noch, mehr als hundert Jahre nach Kants Tode, in manchen Wissenschaften eine große Rolle, nirgends vielleicht eine größere, als in den Sozialwissenschaften und zwar ganz besonders in den praktischen Disziplinen dieses Gebiets. So ist unter den Nationalökonomen die Übung weit verbreitet, im Namen der Wissenschaft wirtschaftspolitische Forderungen zu erheben und die Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung, die man vorschlägt, als Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung hinzustellen. Aber nur ein unkritisches Denken kann zu der Auffassung kommen, als ob „die" Wissenschaft von sich selbst aus irgend welche Forderungen der Wirtschaftspolitik als die allein richtigen und zweckmäßigen erweisen könnte. Wer z. B. eine bestimmte Art der Handelspolitik empfiehlt, mag sie nun freihändlerisch oder schutzzöllnerisch sein, der tut das niemals allein deshalb, weil er zu bestimmten Erkenntnissen über die Folgen der vorgeschlagenen Handelspolitik gelangt ist, sondern er tut es immer zugleich, weil er über diese Folgen ein günstiges Werturteil sich gebildet hat, weil sie ihm erwünscht erscheinen. Das Eintreten für irgendwelche Maßnahmen der Wirtschaftspolitik, überhaupt aller Politik, ergibt sich niemals einfach als das Resultat rein wissenschaftlicher, verstandesmäßiger Ueberlegungen. Es ist immer zugleich das Produkt einer ethischen Überzeugung, eines Werturteils vom Standpunkte eines bestimmten Ideals, einer allgemeinen Weltanschauung aus. Für die wissenschaftliche Behandlung von Fragen der praktischen Politik ergibt sich hieraus die Forderung, von den allgemeinen moralischen Anschauungen, die uns bei unserer Stellungnahme leiten, ausführlich Rechenschaft abzulegen und die ethischen Voraussetzungen klar zu formulieren, von denen aus wir die eine Maßregel ablehnen und die andere empfehlen. Erst wenn diese Forderung in vollem Umfange erfüllt ist, wird eine wirklich wissenschaftliche Diskussion über Fragen der praktischen Politik möglich sein, anstatt einer Diskussion, bei der die Gegner bloß aneinander vorbeireden, ohne sich überhaupt zu verstehen. Von der Erfüllung dieser Forderung sind wir heute noch weit

entfernt. Das Moralische wird in solchen Untersuchungen nach einer treffenden Bemerkung behandelt, als ob es sich immer von selbst verstehe. Höchstens wird die Erklärung abgegeben, daß man sich bei der Stellungnahme für und wider bestimmte Maßregeln nicht von der Rücksicht auf die Sonderinteressen einzelner Gesellschaftsklassen, sondern lediglich von der Rücksicht auf das allgemeine Wohl habe leiten lassen. Gleich als ob das, was das allgemeine Wohl eines Landes in einer gegebenen Lage erfordere, stets eindeutig bestimmt sei, und als ob sich hier nicht zum Mindesten zwei Weltanschauungen oder Staatsauffassungen gegenüberständen, die Weltanschauung des Individual- und die des Sozialprinzips, wie sie der Sprachgebrauch der Philosophie nennt. Diese beiden Weltanschauungen geben aber auf die Frage, was dem Fortschritt der Gesellschaft am besten frommt, in zahlreichen Fällen gerade die entgegengesetzte Antwort.

Hier existiert also ein großes Gebiet, wo uns kritische Selbstbesinnung im Geiste Kants bitter not tut, wo wir uns erst einmal daran gewöhnen müssen, die Voraussetzungen für unsere Schlüsse und Behauptungen klar zu formulieren, wenn wir wissenschaftlich vorwärts kommen wollen. Alles Wissen, das sich nicht seiner Grundlagen und seiner Tragweite genau bewußt ist, ist nur ein halbes, ein unvollkommenes, ein nicht exaktes Wissen. Wie über der Tür des platonischen Lehrsaals der Spruch stand: μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εισίτω, so gilt heute der Satz: Jede Wissenschaft bedarf unbedingt einer erkenntniskritischen Begründung und Vertiefung, ehe sie als solid und fest fundamentiert gelten kann.

Noch in einem zweiten Punkte kann uns Kant Führer und Vorbild sein: in seiner Auffassung der sozialen Bedeutung der Wissenschaft. Niemand hat bescheidener und doch zugleich auch stolzer von der Stellung der Wissenschaft im Leben gedacht, als er. Aus dem Banne einseitiger Überschätzung der Wissenschaft hat ihn, wie er selbst bekennt, Rousseau befreit. „Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher“, so sagte er von sich. „Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen, aber auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit,

da ich glaubte, dieses alles könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurecht gebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren, und würde mich viel unnützer finden, als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allem Übrigen einen Wert geben könne, die Rechte der Menschheit herzustellen." Und mit diesem Streben, die Rechte der Menschheit, nämlich der ungelehrten Menschheit, herzustellen, wird in der Tat das Programm der ganzen späteren, mehr auf das praktische gerichteten Philosophie Kants bezeichnet. Aber auch seine rein theoretisch-wissenschaftliche Arbeit hat Kant durchaus als ein Werk im Dienste des Volkes aufgefaßt. In der zweiten Vorrede zur „Kritik der reinen Vernunft" nimmt er es als sein Verdienst in Anspruch, die Beweisgründe für die wichtigsten Wahrheiten dem Monopol der Schulen entzogen und sie der „großen, für uns achtungswertesten Menge" leicht faßlich gemacht zu haben. Um nun die Rechte der Menschheit im Sinne Kants herzustellen, d. h. um die Einzelnen und die Völker auf dem Wege der Selbstbestimmung zu gesitteteren Formen des Daseins gelangen zu lassen, ist nach ihm im Grunde nur Eins notwendig, und dieses Eine, das er verlangt, das zeigt uns, wie hoch er von der sozialen Aufgabe der Wissenschaft dachte. Zu einer aufsteigenden Entwickelung der Menschheit braucht es nach ihm nämlich nur das: Freiheit des Denkens und Freiheit des öffentlichen Gedankenverkehrs. Plato hatte die Verwirklichung seines Idealstaates davon erwartet, daß entweder die Könige philosophierten oder die Philosophen Könige würden. Kant bemerkt im Gegensatz hierzu sehr fein: „Daß Könige philosophieren oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen, weil der Besitz der Gewalt das freie Urteil der Vernunft unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche Völker die Klasse der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist beiden zur Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich". Mit schalkhaftem Humor weist er den Philosophen diese Aufgabe vor allem in dem „Geheimen Artikel zum ewigen Frieden" zu. Die einzige

geheime Bedingung des ewigen Friedens besteht nach ihm darin, daß die Maximen der Philosophen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rate zu ziehen sind. Selbstverständlich meint er damit nicht, daß die Philosophen öffentlich und ausdrücklich in Staatsangelegenheiten um Rat gefragt werden sollen. Die Frage der Regierungen an die Philosophen soll vielmehr eine geheime, eine stillschweigende sein, d. h. die Philosophen sollen nur das Recht besitzen, ungefragt öffentlich reden zu dürfen. Darum legt er auch den Philosophen im Scherz den Titel als „Geheime Räte“ bei, eben weil die Staatsmänner nicht daran denken werden, sie öffentlich zu fragen. Was er für die Wissenschaft und ihre Vertreter fordert, ist also nichts anderes als die Freiheit, ihre Anschauungen öffentlich aussprechen zu dürfen. Die Gewährung dieser Freiheit genügt nach ihm, um den Fortschritt eines Landes in allen seinen Einrichtungen zu verbürgen. „Wenn die Natur“, so schreibt er einmal, „den Keim, für den sie am zärtlichsten sorgt, nämlich den Hang und Beruf zum freien Denken ausgewickelt hat, so wirkt dieser allmählich zurück auf die Sinnesart des Volkes und endlich sogar auf die Grundsätze der Regierung, die es selbst zuträglich findet, den Menschen, der nun mehr als Maschine ist, seiner Würde gemäß zu behandeln.“

Eben weil Kant aber schon von der bloßen Freiheit der öffentlichen Meinungsäußerung so wohltätige Wirkungen erwartet, war er ein Gegner aller revolutionären Bestrebungen und leugnete das Recht aktiven Widerstands der Bürger gegen die Staatsgewalt. „Die Bürger sollen über den Ursprung der obersten Gewalt nicht werktätig vernünfteln“, so drückt er sich aus. Mit der Ablehnung des werktätigen Vernünftelns will er die physische Revolution abweisen. Diese Stellungnahme hat Kant sogar bei angesehenen Staatsrechtslehrern den Vorwurf reaktionärer Gesinnung eingetragen. Aber durchaus mit Unrecht. Denn die oberste Gewalt, gegen welche die Bürger niemals mit physischer Gewalt vorgehen sollen, ist, wie sich aus dem Zusammenhange klar ergibt, nicht die absolute Monarchie, sondern die freigewählte Volksvertretung. Gegen diese und die von ihr erlassenen Gesetze aber den

Bürgern das Recht des werktätigen Widerstandes einräumen, das würde heißen, die Anarchie proklamieren.

Die hohe Meinung, die Kant von dem sozialen Wert des Rechts der freien Meinungsäußerung hat, entlockt ihm begeisterte Lobsprüche auf die Gedankenfreiheit, die Friedrich der Große in seinem Staate gewährt hatte. „Von allen Seiten höre ich rufen", so drückt er sich einmal aus, „räsonniert nicht! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: Räsonniert, so viel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht!" Und weil nur da, wo der öffentliche Gebrauch der Vernunft jederzeit frei ist, Aufklärung unter den Menschen entstehen kann, so gibt er dem friedericianischen Zeitalter den Ehrentitel eines Zeitalters der Aufklärung.

In dieses Zeitalter der Aufklärung fällt nun auch noch ein großer Teil des Lebens Goethes. Wie ganz anders aber ist die Stellung Goethes zu den zuletzt berührten Fragen! Goethe, der praktische Staatsmann, denkt über diese Fragen sehr nüchtern und skeptisch. Mit der Freiheit ist es nach ihm „ein wunderlich Ding". Das wahre Wesen der Freiheit sieht er nur in der Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun. Von der Beteiligung des Volks an der Leitung des Staates verspricht er sich keine erhebliche Besserung der Verhältnisse. „Das Vernünftigste ist immer, daß Jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den Anderen nicht hindere, das Seinige zu tun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren, denn das ist auch ein Metier, das gelernt sein will und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht." Dieser Grundsatz bildet einen wichtigen Teil des politischen Glaubensbekenntnisses Goethes; in zahlreichen Variationen kehrt dieses Thema in seinen Werken wieder. „Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten." Diese Gesinnung ist ein Ausfluß der aristokratischen Denkweise Goethes, die ihn nicht daran glauben läßt, daß die Vernunft je populär werden könne. „Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitze einzelner Vorzüglicher sein." „Alles Große und Gescheite existiert in der

Minorität.“ Ebenso fehlt ihm der Glaube daran, daß es der Welt je gegeben sein werde, sich zu bescheiden: „Den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt stattfinde, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge“. Und darum ist, solange man die Menschen selbst nicht vollkommen machen kann, auch ein vollkommener politischer Zustand undenkbar. Der Wert politischer Reformen ist meist nur ein eingebildeter. „Die Menschen werfen sich im Politischen wie auf dem Krankenlager von einer Seite zur anderen, in der Meinung, besser zu liegen.“

Aus dieser grundsätzlichen Auffassung erklärt sich ohne weiteres Goethes kühle, ja fast ablehnende Haltung zu den beiden wichtigsten Ereignissen der europäischen Politik seiner Zeit, zu der französischen Revolution und zu den deutschen Freiheitskämpfen. Bei der französischen Revolution leugnet er zwar nicht, daß sie die Folge einer großen Notwendigkeit gewesen sei, wobei er sich zugleich auf den Standpunkt stellt, daß eine große Revolution nie Schuld des Volkes, sondern stets die der Regierung sei, aber es war ihm nicht möglich, den großen Fortschritt, den die erste französische Revolution trotz aller abstoßender Begleiterscheinungen in der Geschichte der Menschheit bedeutet, zu erkennen und zu ihr ein auf Anerkennung ihrer historischen Bedeutung beruhendes, inneres Verhältnis zu gewinnen. Er spricht im Gegenteil davon, daß er sie gehaßt habe. Wie das zu verstehen ist, dafür gibt uns wohl ein anderes Wort die Erklärung. „Jedes Gewaltsame,“ so sagt er einmal, „jedes Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn das ist nicht naturgemäß.“

Dieselbe kühle und skeptische Haltung wie gegenüber der Revolution zeigte Goethe dann auch gegen die nationale Erhebung in den Jahren 1812 und 1813. „Was ist denn errungen oder gewonnen worden?“ so fragt er: „Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber (eher) Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Madjaren u. s. w.“ Und

liegt nicht ein Körnchen Wahrheit in dieser Betrachtungsweise? Preußen überließ sich, nachdem es eben die napoleonischen Ketten abgeworfen hatte, nur allzu bereitwillig dem österreichischen und dem russischen Einflusse, vor allem auch in der inneren Politik!

Ohne Zweifel hat die gleichgültige Stellung Goethes zu den nationalen und den freiheitlichen Bestrebungen ihm die Herzen des deutschen Volkes einige Zeit hindurch etwas entfremdet. Vor allem, als die Wogen der Freiheitsbewegung in den Jahren 1848 und 1849 hoch gingen, da herrschte für Goethes politischen Realismus nur geringes Verständnis in der Nation. Und hieraus ist es wohl ganz wesentlich zu erklären, daß das deutsche Volk die 100. Wiederkehr des Geburtstages Goethes vorübergehen ließ, ohne ein Gedenkfest zu veranstalten, das als eine des größten Genius, der Deutschland seit Luther geschenkt ward, wirklich würdige Säkularfeier angesehen werden könnte. Von der Begeisterung, welche die Hundertjahrfeier des Schillerschen Geburtstages 1859 in Alldeutschland auslöste, war 1849 bei der Säkularfeier Goethes kaum etwas zu spüren. Und daran trägt nicht bloß die Ungunst der äußeren Zeitumstände die Schuld. Es wirkte auch ein innerer Grund mit: der damalige Zeitgeist und der nüchterne Wirklichkeitssinn Goethes stimmten schlecht zusammen. Goethe stand damals bei vielen in dem Verdacht reaktionärer Gesinnung. Dieser Vorwurf war zweifellos ungerecht und unverdient. Denn eine konservativ gerichtete Natur braucht noch nicht reaktionär zu sein. Den zweideutigen Titel „eines Freundes des Bestehenden“ hat Goethe selbst sich sehr entschieden verbeten. Seine Freundschaft für das Bestehende war keine unbedingte und keine den Fortschritt ausschließende. Und vor allem in den Mitteln, mit denen er das Bestehende zu erhalten suchte, unterschied sich Goethe himmelweit von den wirklichen Reaktionären. „Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionärem vorzubeugen,“ so formuliert er seinen Standpunkt, „stimme ich ganz mit den Monarchisten überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht.“

Für diesen realistischen Standpunkt Goethes hat das deutsche Volk erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts größeres Verständnis gewonnen, namentlich seitdem es durch die Erziehung eines anderen großen Realisten gegangen ist und in der Schule Bismarcks gelernt hat, die politischen Dinge mit nüchternerem Blick zu betrachten. Wir lassen uns jetzt die stolze Freude an Goethes Persönlichkeit nicht mehr dadurch trüben, daß wir über historische Ereignisse und politische Fragen anders urteilen wie er. Dadurch, daß diese Geschehnisse uns ferner gerückt sind, ist er uns näher gerückt. Wir wissen heute, daß die realistische Betrachtung der Politik und des ganzen Menschenlebens, die für Goethe so charakteristisch ist, zwar nur eine einseitige Betrachtungsweise ist, aber doch den notwendigen Bestandteil einer vollständigen und unbefangenen Auffassung der Dinge darstellt. Vor allem aber wissen wir, daß ohne diesen Wirklichkeitssinn, der die Dinge immer rein auf sich wirken läßt, Goethe nicht Goethe gewesen wäre. Ich möchte den Realismus geradezu den entscheidenden Grundzug in dem geistigen Charakter Goethes nennen. Realismus oder Objektivismus ist es, was sein ganzes Wesen erfüllt und durchdringt. Einen „steifen Realisten" hat er sich selbst einmal in seinen jüngeren Jahren genannt. Noch treffender aber wird der innerste Kern seines Wesens durch das glückliche Wort Heinrots bezeichnet, daß sein Denkvermögen gegenständlich tätig gewesen sei, und Goethe selbst hat diesem Urteil mit den Worten zugestimmt, daß sein Anschauen ein Denken und sein Denken ein Anschauen sei.

Diese gegenständliche oder realistische Denkweise zeigt sich bei ihm auf allen Gebieten. Sie beherrscht sein Verhalten zu den bildenden Künsten, wo sie ihn die hohen Kunstwerke zugleich als die höchsten Naturwerke, in denen nichts Willkürliches ist, betrachten lehrt, zu der Literatur, wo sie sich in seiner entschiedenen Abneigung gegen den Subjektivismus der Romantik äußert — das Romantische ist ihm das Kranke, das Klassische das Gesunde —, zu der Wissenschaft, wo sie ihn zur entschiedensten Ablehnung der Teleologie und aller Endursachen als menschlicher Erdichtungen führt, endlich

auch seine Stellung zum praktischen Leben, und wie schon gezeigt, zur Politik. Ganz besonders wichtig ist aber, daß, wie bekannt, auch sein Dichten unter dem Einfluß dieser Denkweise stand. Alle seine Gedichte tragen den Charakter des wirklich Erlebten und zugleich den der inneren Notwendigkeit. Nicht er machte sie, sondern sie machten ihn. „Ich habe“, so bekennt er, „in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen.“ Und noch drastischer schreibt er einmal in einem Briefe: „Du forderst ein wunderlich Ding: ich soll schreiben, wenn ich nicht fühle, soll Milch geben, ohne geboren zu haben.“

So ist es ein der Wirklichkeit unbefangen gegenübertretender Realismus, der den wichtigsten Einschlag in der geistigen Gesamtpersönlichkeit Goethes darstellt. So gewiß dieser Realismus nun nur die eine Seite einer vollkommenen und erschöpfenden Weltauffassung ist, so dürfen wir uns in vielen Dingen doch unbedenklich und willig seiner Führung überlassen. Lassen wir uns vor allem von dem Goetheschen Realismus dahin beraten, in der Arbeit, in dem tätigen Handeln die Hauptaufgabe und zugleich die innere Befriedigung unseres Lebens zu suchen. Kein deutscher Dichter hat lauter und kräftiger den Weckruf zum tätigen Dasein erschallen lassen als Goethe. Er weiß, daß vor der regelmäßigen Tätigkeit das Gespenst pessimistischer Lebensbetrachtung in nichts zerfließen muß. Und in der Tat kommt ja der angebliche empirische Beweis Schopenhauers für die Notwendigkeit seines Pessimismus nur dadurch zu Stande, erlangt nur dadurch den Anschein einer gewissen Richtigkeit, daß in die Bilanz der Lust- und Leidrechnung dieser Welt, die der Philosoph aufstellt, der Segen der Arbeit, der Reiz des Schaffens als Aktivposten nicht eingestellt ist, obwohl er allein schon ausreicht, sämtliche eingebildeten und wirklichen Leiden der Welt aufzuwiegen.

Das letztere war ohne Zweifel die Anschauung Goethes. Entschlossene Tätigkeit vermag nach ihm alles, sie vermag auch alle Seelenleiden zu heilen. Und darum handelt das

letzte Wort, das er uns in manchen seiner größten Dichtungen und vielen seiner Sprüche zu sagen hat, von dem Segen, der auf einem vernünftigen tätigen Dasein ruht. „Die Bestimmung des Menschen ist handeln.“ „Dein Leben sei die Tat.“ „Die Tat ist alles.“ Die beiden in sozialpädagogischer Hinsicht bedeutsamsten Werke Goethes, die Wanderjahre und der zweite Teil des Faust, laufen auf eine Verherrlichung des tätigen, handelnden Lebens hinaus. Die Tat aber, in der Faust schließlich die innere Befriedigung findet, nachdem er sie erst im Wissen und im Sinnengenuß vergeblich gesucht hat, ist nichts anderes als die schaffende, nützliche Arbeit im Dienste der Menschheit. Zu entschlossener, auf das Praktische gerichteter Tätigkeit wollte Goethe dabei in erster Linie seine eigenen Volksgenossen erziehen, weil sie dieser Erziehung noch am meisten bedurften. Das verraten deutlich die Worte, die sich in einem seiner Gespräche mit Eckermann finden: „Könnte man den Deutschen nach dem Vorbilde der Engländer weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zu teil werden.“

Doch die Arbeit, deren Preis Goethe zu verkünden nicht müde wird, muß einer Bedingung genügen; sie muß stets auf ein bestimmtes Gebiet sich beschränken. Eindringlich betont Goethe immer von Neuem die Notwendigkeit der Konzentration und die Gefahr der Zersplitterung. „Eins recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen“. „Bis man von allem Notiz genommen hat, verliert man sich selbst.“ Diese Warnungen waren gewiß wieder in erster Linie auf seine lieben Deutschen gemünzt. Damals wie auch heute noch war es ihnen nach dem Ausspruch von Gustav Freytag oft bequemer, über das Verschiedenste klug zu sprechen, als sich zu einem konsequenten Tun zu beschränken. Eine gewisse Entsagung ist es daher, die Goethe an zahlreichen Stellen seiner Werke als wichtige Pflicht von uns allen fordert. Unter der Entsagung ist aber nichts anderes zu verstehen, als die freiwillige Beschränkung auf irgend ein Gebiet und das völlige Aufgehen in dem selbstgewählten Beruf, weil jeder nur innerhalb der Grenzen

seines Berufs und seiner Begabung etwas Vollkommenes zu leisten im stande ist. Erst aus dieser Art von Entsagung entsteht auch das höchste Glück der Erdenkinder, die Persönlichkeit.

Wenn nun irgend ein Leben dem Goetheschen Ideal eines tätigen, handelnden Daseins zunächst voll zu entsprechen scheint, so ist es das Leben Wilhelms von Humboldt. Von 1802 bis 1819, 17 Jahre hindurch, hat er, ganz abgesehen von einer früheren vorübergehenden Beschäftigung in der Justizverwaltung, im Dienste seines Vaterlandes gestanden und ihm erst als Diplomat, dann als Minister und dann wieder als Diplomat unter oft schwierigen Verhältnissen seine Arbeitskraft mit großer Hingebung gewidmet. Aber doch wäre es grundfalsch, in Humboldt eine tätige, eine zum Handeln geschaffene Natur nach der Forderung Goethes zu erblicken. Er trat in den Staatsdienst ein, einmal weil er das bei der damaligen Lage des preußischen Staats als seine patriotische Pflicht empfand, dann aber auch, weil es ihm zur Vollendung seiner Selbstbildung notwendig erschien. Einem wirklichen inneren Bedürfnis seiner Natur entsprach die praktische politische Beschäftigung jedoch nicht. „Es gibt“, so äußert er sich einmal, „ein doppeltes Leben für den Menschen, eines in bloßer . . . . Tätigkeit, in der er strebt, etwas zu erfinden, zu schaffen, oder zu sein, was teils ihn selbst überleben, teils schon dadurch, daß es eine zeitlang . . . still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt, glücklich und schuldlos zu sein.“ Unzweifelhaft war die zweite Art der Lebensauffassung Humboldts Ideal, freilich nicht im Sinne eines nur auf den Lebensgenuß gerichteten Epikuräertums, wohl aber in dem Sinne, daß die Tendenz, aus der heraus er lebte, die war, sich selbst zu bilden, zum Menschen im höchsten Sinne des Worts sich zu bilden. Wie schwach in ihm der Trieb entwickelt war, sich aus dem eigenen Innern hinaus auf die Welt zu wenden, dafür ist folgende Stelle aus einem seiner Briefe an seine Braut sehr charakteristisch: „Wenn wir anfangen, außer uns zu wirken, dann . . . zerstören wir die heimische Hütte in

uns, und in den Palästen, die wir außer uns auftürmen, bleiben wir ewig Fremdlinge.“

Das Streben, die eigene Persönlichkeit zu bilden, hat auch die Richtung der wissenschaftlichen Arbeiten Humboldts maßgebend bestimmt. „Wenn man sich“, so schreibt er einmal an Schiller, „einen Menschen denkt, der bloß seiner Bildung lebt, so muß sich seine intellektuelle Tätigkeit am Ende ganz darauf reduzieren, a priori das Ideal der Menschheit, a posteriori das Bild der wirklichen Menschheit, beide recht rein und vollständig, aufzufinden, mit einander zu vergleichen und aus der Vergleichung praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen.“ Den besten Weg aber, um zu einem Bild der Menschheit zu gelangen, glaubt er in dem vergleichenden Sprachstudium gefunden zu haben. „Ich glaube,“ so bekennt er seinem Freund, dem Philologen Wolf, „die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu gebrauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr und mehr in dieser Ansicht.“ Von diesem Gesichtspunkte aus sind die Sprachstudien, denen er einen so großen Teil seiner Lebensarbeit gewidmet hat, zu beurteilen. Daraus erklärt es sich aber auch, daß die Ergebnisse seiner linguistischen Studien vielfach mehr dem Gebiete der Sprachphilosophie als dem der Sprachwissenschaft angehören. Er will untersuchen, wie die Sprache einer Nation zugleich Maßstab und Mittel ihrer Bildung ist, und verlangt, daß die Vereinigung des Sprach-, Geschichts- und Völkerstudiums zur Kenntnis und Würdigung des Menschengeschlechts als ein neues, erst jetzt wahrhaft zu bearbeitendes Feld anerkannt werde. Es ist wohl der Einfluß Herders, der in solchen Gedanken zum Ausdruck kommt. Und wie die linguistischen Arbeiten Humboldts in der Tat in manchem Betracht eine Fortsetzung des geschichtsphilosophischen Werks Herders sind, so bilden sie zugleich die Vorbereitung auf die völkerpsychologischen Forschungen eines Steinthal, Lazarus und Wundt, die ebenfalls als ihren Ausgangspunkt hauptsächlich die Sprache genommen haben.

Doch kehren wir zu unserem eigentlichen Thema zurück! Für den Standpunkt, auf dem Humboldt steht, ist es kenn-

zeichnend, daß die Hauptaufgaben des Lebens aus der äußeren Welt in das innere Wesen des Menschen verlegt werden. Humboldt erklärt einmal, daß ihm die Ideen das Höchste in der Welt seien, und daß er jeden, auch den umfassendsten Wirkungskreis immer nur als etwas jenem Höchsten Untergeordnetes ansehen würde. Mit dieser Lebensauffassung tritt Humboldt in einen starken Gegensatz zu der Weltanschauung Goethes und nimmt seinen Platz mehr an der Seite Schillers. Zu beiden stand er ja in nahen persönlichen Beziehungen, dabei aber wohl mit Schiller enger sich verbunden fühlend als mit Goethe. Für Goethe empfand er mehr Bewunderung, für Schiller mehr Liebe. Nach Haym, dem feinsinnigen Biographen Humboldts, ist es unmöglich, von dem Idealismus Schillers schöner zu sprechen, als es von Humboldt geschehen ist. Die Persönlichkeit Schillers so tief und richtig erfassen, das konnte Humboldt aber doch nur deshalb, weil Schillers Wesen in ihm selbst sofort verwandte Saiten erklingen ließ, weil auch ihm der Gedanke das eigentliche Element seines Lebens, weil er, mit einem Wort, durch und durch Idealist war. Und darum ist es auch kein Wunder, daß er sich einmal mit Schiller in dem Bekenntnis begegnet, daß sie beide eins seien in der platonischen Ansicht von der Nichtigkeit der Dinge und von dem alleinigen Wert der Ideen.

Sein Interesse an den politischen Ereignissen hat Humboldt später selbst einmal als ein „althistorisches" bezeichnet, und freimütig hat er gestanden, daß er am liebsten auf allen Anteil an dem Drama der Zeitgeschichte verzichtet hätte, „um in entschiedener Größe und Festigkeit über den Begebenheiten zu stehen". Für seine politische Laufbahn war diese Gesinnung entschieden ein Fehler, für seinen Erfolg als Staatsmann ein Hindernis. Ihm fehlte die Eigenschaft, die überhaupt erst den Politiker und den Staatsmann macht, die politische Leidenschaft, das rastlose Streben, das, was als Ziel erkannt ist, unter allen Umständen praktisch durchzusetzen. Wenn er 1819 in dem Streit mit dem Staatskanzler Hardenberg über die Verfassungsfrage so schnell unterlag und wenn er diese Niederlage mit nur allzu bereitwilliger Resignation ertrug, so ist das wesentlich auf den Mangel

an politischer Energie, der ihm eigentümlich war, zurückzuführen. Ohne diesen Fehler wäre ihm vielleicht viel Größeres für die politische Entwickelung seines Vaterlandes zu leisten beschieden gewesen. Allein, das alles zugegeben, so bleibt doch die Frage bestehen: Hat nicht auch das Humboldtsche Ideal einer mehr beschaulichen, innerlich über den Dingen stehenden Lebensführung seine Berechtigung, bildet nicht der Idealismus im Sinne Humboldts ebenfalls ein notwendiges Element einer wirklich vollkommenen Lebens- und Weltanschauung? Und diese Frage stehe ich nicht an, mit aller Entschiedenheit zu bejahen. Das Lebensideal Goethes und das Lebensideal Humboldts schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern sie ergänzen einander und lassen sich zu einer höheren Einheit verbinden. Wie das zu geschehen, darauf sei mir gestattet, mit einem Wort von Heinrich von Treitschke zu antworten: „Es ist“, so schreibt er in seinem Aufsatze über die Freiheit, in dessen Eingang er sich mit Humboldts Staatsauffassung kritisch auseinandersetzt, „es ist eine höchste Blüte feiner und dennoch kräftiger Bildung möglich, welche mit dem raschen Mute der Tat die überlegene Milde des Historikers verbindet. Es ist möglich, festzustehen und um sich zu schlagen in dem schweren Kampfe der Männer und dennoch das Geschehende wie ein Geschehenes zu betrachten, jede Erscheinung der Zeit in ihrer Notwendigkeit zu begreifen und mit liebevollem Blicke auch unter der wunderlichsten Hülle der Torheit das liebe, traute Menschengesicht aufzusuchen. Diese zugleich tätige und betrachtende Stimmung des Geistes, welche in jedem Augenblick reif und bereit ist, abzuschließen mit dem Leben, soll einem geistreichen Volke immer als Ideal vor Augen stehen.“

Was uns hier mit Recht als das höchste Ideal verkündet wird, das ist aber nichts anderes als eine Verbindung des Goetheschen Realismus mit dem Idealismus Humboldts. Das Leben als Tat im Sinne Goethes ist ein beständiger Kampf. Der Kampf aber macht leicht ungerecht gegen den Gegner, er verführt zur Unduldsamkeit gegen fremde Ansichten und zur Verkennung des Rechts anderer. Der handelnde Mensch ist nach Goethes Wort stets gewissenlos, ein Gewissen besitzt

nur der betrachtende. Darum bedarf aber der handelnde Mensch notwendig eines Gegengewichts in dem beschaulichen, alle Dinge sub specie aeterni Betrachtenden. Und der Humboldtsche Idealismus bildet somit einen unentbehrlichen Einschlag in dem Gewebe einer Lebensauffassung, die alles Menschliche umfassen und den höchsten Anforderungen genügen will.

Was Humboldt selbst aber angeht, so dürfen wir eins nachdrücklich zu betonen nicht vergessen. Wenn auch seine politische Laufbahn nicht allzureich an äußeren Erfolgen war und schließlich mit einer Niederlage endete, die Grundsätze, die ihn bei seiner politischen Tätigkeit bestimmten, verdienen rückhaltlose Anerkennung. Auch hier leitete ihn ein auf das Höchste gerichteter, dabei aber keineswegs unpraktischer Idealismus. Zwei Dinge werden für diesen immer besonders charakteristisch bleiben: einmal sein Vorschlag zur Gründung der Universität Berlin mitten in der Zeit der tiefsten inneren und äußeren Not Preußens, und sodann seine Haltung in der Frage der Einführung einer Verfassung in Preußen. Lassen Sie mich zum Schluß wenigstens auf den letzten Punkt noch mit einigen Worten eingehen!

Auf die Frage, weshalb überhaupt eine Verfassung zu geben sei, antwortet er im schärfsten Gegensatz zu der herrschenden öffentlichen Meinung seiner Zeit: der Erlaß einer Verfassung ist nicht als Konzession an den Zeitgeist, nicht als Anerkennung der Tatsache, daß das Volk mündig geworden, nicht auch als Belohnung der patriotischen Anstrengungen des Volkes in den Freiheitskämpfen und endlich auch nicht als Erfüllung des von dem Könige selbst gegebenen Versprechens zu fordern. Alle diese Gründe sind nach ihm nicht durchschlagend, zum Teil sieht er in ihnen nur verderbliche und sinnlose Phrasen, sogar das Versprechen des Königs ist ihm kein zwingender Grund. Nur ein einziger Umstand vermag ihm den Erlaß der Verfassung zu rechtfertigen, nämlich, wenn die innere Notwendigkeit einer Verfassung, die reine Idee der Sache selbst ihre Einführung gebietet. Die innere Notwendigkeit einer Repräsentativverfassung aber sieht er darin, um es mit seinen eigenen Worten zu sagen, daß „sie dem Staate in der erhöhten sittlichen

Kraft der Nation eine größere Stütze und dadurch eine sicherere Bürgschaft seiner Erhaltung nach Außen und seiner fortschreitenden inneren Entwickelung verschafft". Dabei verlangt er aber bezeichnenderweise, daß die Nation an der gesamten Tätigkeit der Regierung Teil nehme. Die Beteiligung des Volks an der Staatsleitung ist ihm nicht „eine Zierde, die man dem vollendeten Staatsbau wie eine goldene Kuppel aufsetzen mag", sie muß nach ihm vielmehr den ganzen Staat durchdringen und beseelen; und sie soll nicht von oben herunter, sondern von unten herauf mit der lokalen und provinzialen Selbstverwaltung beginnen.

Humboldts Vorschläge zur Verfassungsfrage vom Jahre 1819, die hier in ihrem Detail nicht näher zu schildern sind, bilden in gewissem Sinne zugleich den Abschluß seines theoretisch-politischen Gedankensystems. Mit ihnen kehrt Humboldt noch einmal zu Gedankenreihen über das Verhältnis zwischen Individuum und Staat zurück, die ihn ein Menschenalter früher lebhaft beschäftigt hatten. Auch jetzt noch hält er einen Teil seiner jugendlichen politischen Ideale fest, wie er sie in dem 1792 geschriebenen, aber erst 1851 nach seinem Tode ganz veröffentlichten und dann namentlich in England und Frankreich mit Begeisterung aufgenommenen Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen, niedergelegt hatte. Wie die Formulierung der Aufgabe zeigt, die er dem Repräsentativsystem zuschreibt, bildet die Förderung und Erhöhung des individuellen Lebens der Bürger jetzt wie früher einen seiner Grundgedanken. Zugleich aber hat er nunmehr ein positives Verhältnis zum Staat gewonnen und erkennt seine selbstständige Bedeutung an. Dieses positive Verhältnis zum Staat fehlt in der Jugendarbeit noch völlig. Durch nichts ist diese so bemerkenswert wie durch ihre feindselige Stellung zum Staat. Sie zeigt in dieser Hinsicht beinahe Anklänge an die Gedankengänge des modernen Anarchismus. Sie fordert weniger eine weitgehende Freiheit des Bürgers im Staate als eine Freiheit vom Staate. Der Staat wird lediglich als etwas, was um der Individuen und ihrer Zwecke willen da ist, betrachtet. Bei dieser Betrachtung entpuppt sich für Humboldt aber der

Staat als ein Hindernis der Bildung wirklich freier Menschen. Und so kommt er zu dem Ergebnis: „Das Beste, was der Staat für seine Bürger tun kann, ist, daß er nichts tue. Der Staat enthalte sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger und gehe keinen Schritt weiter als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen auswärtige Feinde notwendig ist.“ Das ist die überraschende Formel, die Humboldt für die Grenzen der Wirksamkeit des Staats aufstellt. Der Staat hat nur Berechtigung als Sicherheitsanstalt. Jede Staatstätigkeit, die über die elementare Aufgabe der Bewahrung der Sicherheit nach außen und im Innern hinausgeht, ist vom Übel. Und das, wonach der Staat am meisten zu streben hat, ist demgemäß, sich selbst überflüssig zu machen. Er soll die Menschen durch Freiheit dahin führen, daß freiwillige Vereinigungen unter ihnen entstehen, die einen großen Teil der Funktionen des heutigen Staates zu übernehmen im stande sind.

Es ist nicht schwer zu erkennen, welche Erfahrungen Humboldt zu dieser schroff ablehnenden Haltung gegenüber jeder weitergehenden Staatseinmischung getrieben haben. Humboldt nimmt zwar in seiner Niederschrift von 1792 nirgends Bezug auf einen der bestehenden Staaten, er bittet sogar ausdrücklich, wobei allerdings vielleicht eine gewisse Vorsicht gegenüber der Zensurbehörde mit obgewaltet haben mag, von Vergleichen seiner Sätze mit der Wirklichkeit abzusehen, aber trotzdem kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß das, was er an dem Staat zu tadeln hat, der nicht auf die Herstellung der inneren und äußeren Sicherheit sich beschränkt, Wahrnehmungen sind, die ihm bei der kritischen Betrachtung der staatlichen Zustände des damaligen Preußens sich aufgedrängt haben. Der Hauptvorwurf, den er gegen das Verwaltungssystem erhebt, wie es in Preußen, aber auch sonst im 18. Jahrhundert bestand, ist der, daß es mit seiner Sucht, alles staatlich regeln zu wollen, die Entwickelung der Individualität hindere. Alle Einrichtungen, die das materielle und geistige Wohl des Volkes von Staatswegen fördern wollen, haben nach ihm nur nachteilige Folgen. Sie bringen da Einförmigkeit hervor, wo Mannigfaltigkeit herrschen soll. Sie

machen aus Menschen Maschinen, statt kraftvolle und vielseitige Charaktere entstehen zu lassen. Das System der Staatseinmischung, mag sie auch in der besten Absicht erfolgen, nimmt den Bürgern das Vertrauen auf die eigene Kraft und gewöhnt sie daran, immer von oben her Leitung und Hilfe zu erwarten. Zugleich entzieht dieses System viele Kräfte der wahrhaft nützlichen Arbeit; es schafft ein unnötig großes Beamtenheer und erzeugt im Beamtentum eine müßige Vielgeschäftigkeit, der ein wachsender Formalismus und Pedantismus, ein beständig anwachsendes Schreiber- und Registraturwesen zur Seite geht.

Humboldts Abneigung richtet sich also, wie hieraus klar hervorgeht, im Grunde weniger gegen den Staat als solchen, als gegen die Bureaukratie und ihre Vielregiererei. Wenn aber die Macht der in den Staatswesen des 18. Jahrhunderts fast allmächtigen Bureaukratie gebrochen werden sollte, so konnte das naturgemäß nur auf dem Wege einer Einschränkung der Staatstätigkeit selbst erreicht werden. Daß sich Humboldts Abneigung auch gegen den Staat selbst kehrt, daß er einen Mann fordert, der dem Staate und der Gesetzgebung gegenüber dieselbe Aufgabe, ihren Nimbus zu zerstören, erfülle, wie das Rousseau gegenüber der Erziehung und der modernen Kultur vollbracht habe, ist also innerlich ganz begründet und leicht verständlich. Über diese Stellungnahme Humboldts haben wir ebensowenig Grund uns zu wundern, wie wir etwa von einem modernen klugen Russen eine Theorie der Staatszwecke erwarten dürfen, die eine weitergehende Ausdehnung der Befugnisse des Staats, mit anderen Worten, des Beamtentums fordert.

Die Geschichte hat ja auch den Ansichten und Forderungen Humboldts vollkommen Recht gegeben. Der letzte und tiefste Sinn aller der Reformen, die in Preußen nach dem Zusammenbruch von 1806 von Stein, Hardenberg, Scharnhorst durchgeführt wurden, war der, das Volk unabhängiger vom Staate und dadurch kräftiger und widerstandsfähiger zu machen. „Das zudringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeindeangelegenheiten mußte, „wie Stein in der Nassauer Denkschrift sich ausdrückt,

„aufhören, und dessen Stelle mußte die Tätigkeit des Bürgers einnehmen, der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt.“

Historisch erscheint also die Staatstheorie Humboldts ohne Weiteres begründet und gerechtfertigt. Betrachten wir sie dagegen losgelöst von ihrem geschichtlichen Zusammenhang, so will sie uns heute, zumal in Deutschland, gar seltsam anmuten. Die Gegenwart schaut mit unendlicher Überlegenheit auf die Männer herab, die jede über die Bewahrung der inneren und äußeren Sicherheit hinausgehende Staatstätigkeit ablehnten, sie spottet über diese Auffassung als eine, die den Staat zum Nachtwächter degradiere. Der Geist der modernen Wirtschafts- und Sozialpolitik ist der immer weiteren Ausdehnung der Staatstätigkeit ungeheuer günstig. Vielleicht darf man heute aber Bedenken äußern, ob diese Bewegung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast alle Völker und Staaten erfaßt hat, nicht schon wieder über das berechtigte Maß hinausgegangen ist. Gewiß ist der Staat, der seiner Tätigkeit gegenwärtig immer neue Gebiete unterwirft, nicht mehr der von der Bureaukratie allein regierte Staat der Zeit Humboldts. Es ist vielmehr der Staat, in dem die Regierten selbst zur Mitwirkung an Gesetzgebung und Verwaltung berufen sind, und dadurch entfallen viele der Bedenken Humboldts. Aber trotzdem glaube ich, täte uns etwas mehr Skepsis not gegenüber den auf allen Gebieten heute erhobenen Forderungen nach staatlicher Intervention. Es könnte unserer Zeit nichts schaden, wenn ihr ein Humboldt erstände, um ihren Aberglauben an die wirtschaftliche Omnipotenz des Staates zu zerstören und sie zu mahnen, in wirtschaftlichen und anderen Nöten etwas weniger von der Staatshilfe und etwas mehr von der Selbsthilfe zu erwarten. Nicht alles, was die Staatsintervention im letzten Menschenalter geschaffen hat, wird vermutlich späteren Geschlechtern als ein unbedingter Fortschritt erscheinen. Und vor allem wollen wir uns doch darüber keiner Täuschung hingeben, daß viele Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung aus neuerer Zeit ihren Zweck gar nicht in sich selbst tragen. Gerade der moderne Verfassungsstaat, in dem die Volksvertretung mit-

bestimmenden Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung hat, wird sich oft zu Maßnahmen genötigt sehen, deren Aufgabe weniger darin besteht, die Verhältnisse objektiv zu verbessern, als vielmehr darin, subjektiv beruhigend zu wirken und politisch wichtigen Kreisen Genüge zu tun. Bei der hohen Wertschätzung, die heute die Staatseinmischung genießt, ist viel Illusion mit im Spiel.

Und darum hat nicht nur der allgemein menschliche, sondern auch der spezifisch politische Idealismus Humboldts noch heute eine gewisse Berechtigung. Denn ohne Zweifel steht nicht der Staat am höchsten, „in dem am meisten staatlicher Zwang und Staatsintervention herrscht, sondern der, der es versteht, die Kräfte der Bürger zu den meisten gemeinnützigen Werken zu vereinigen und dennoch einen jeden, unberührt vom Zwange des Staats, aufrecht und selbständig seiner persönlichen Ausbildung nachgehen zu lassen.“ (Treitschke.) Nichts anderes als dies ist auch der Grundgedanke der scheinbar staatsfeindlichen Lehre Humboldts, jener einzigen Verbindung platonischen Schönheitssinnes und kantischer Sittenstrenge, wie sie ein großer Historiker genannt hat, allerdings mit dem Hinzufügen, daß diese Lehre nur von vornehmen Geistern ganz verstanden werden könne. Und dieser Grundgedanke Humboldts führt uns zugleich noch einmal zurück zu Kant und Goethe. Denn der Gedanke von dem hohen Wert der Persönlichkeit ist allen dreien gemeinsam, wie er überhaupt in dem Ideenschatz der Epoche, der Kant, Goethe und Wilhelm von Humboldt gleichmäßig angehören, einen Bestandteil von entscheidender Wichtigkeit bildet. Dieser Gedanke aber hat nicht bloß eine relative historische Berechtigung, sondern er ist von unvergänglichem, von ewigem Wert. Was anders kann denn das letzte Ziel der Entwickelung des Menschengeschlechts auf Erden sein als die Bildung freier, sich selbst nach der Idee des sittlich Guten bestimmender Persönlichkeiten? Und diesem Ziele zu dienen, das soll auch die höchste Aufgabe der Wissenschaft sein, die in diesen Hallen gelehrt wird.

Staatsminister Dr. von Studt, Excellenz, Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Berlin:

Hochansehnliche Versammlung!

Zum vierten Male während meiner ministeriellen Tätigkeit führt mich mein Weg nach Frankfurt, um einer Feier beizuwohnen, welche die Einweihung des Neubaus für wissenschaftliche Institute zum Gegenstande hat. Das erste Mal galt meine Anwesenheit hier der Eröffnung des unter Mitwirkung der Stadt errichteten Königlichen Instituts für experimentelle Therapie. Zum zweiten Male war ich in Frankfurt, heute genau vor fünf Jahren, als die Gründung der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften festlich begangen wurde, die am heutigen Tage eine prächtige neue Stätte ihrer Wirksamkeit erhält. Sodann war es mir vor wenigen Wochen erst noch vergönnt, mich an der Eröffnung des Georg Speyer-Hauses zu beteiligen, durch dessen von einer hochherzigen Stifterin beschlossene Gründung das Königliche Institut für experimentelle Therapie eine äußerst wertvolle Erweiterung und Ergänzung erfahren hat. Und heute freue ich mich, der Einweihung des Jügelhauses beiwohnen zu können, in dem die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften ein ebenso schönes wie zweckmäßig eingerichtetes Heim finden soll. Ich möchte bei meinem Glückwunsch zu diesem für die Stadt Frankfurt hocherfreulichen Ereignis zunächst an einen Gedanken anknüpfen, dem ich kürzlich bei der Eröffnung des Georg Speyer-Hauses Ausdruck gab. Deutschland erfreut sich im Gegensatz zu anderen Ländern des großen Vorzugs, daß sich die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen nicht ausschließlich in den Landeshauptstädten konzentriert haben, sondern daß in zahlreichen, über das ganze Land verteilten Städten ein ungemein reges künstlerisches und wissenschaftliches Leben blüht. Zu diesen Städten gehört in allererster Linie mit Frankfurt a. M. Und was in Frankfurt zum Zwecke der Pflege von Kunst und Wissenschaft, ebenso aber auch auf dem Gebiete der Wohltätigkeit in großem Maßstabe geschaffen worden ist, das verdankt fast durchweg der hoch-

herzigen Entschließung aus der Mitte der Bürgerschaft und dem opferwilligen Bürgersinne seine Entstehung. Die Leistungen der Stadt Frankfurt und ihrer Bürgerschaft in diesen Beziehungen verdienen geradezu vorbildlich genannt zu werden. Wenn der Herr Oberbürgermeister vorhin von dem Danke sprach, den die Akademie der Königlichen Staatsregierung und speziell meinem Ressort für die Förderung schulde, die sie von dieser Seite erfahren habe, so möchte ich dieses Dankesverhältnis umkehren; ich und mein Ressort sind es vielmehr, die hier zu danken haben für die wirksame Unterstützung, welche die auf die Pflege von Wissenschaft und Kunst gerichteten Bestrebungen der Unterrichtsverwaltung in der Stadt Frankfurt gefunden haben. Mit diesem Danke verbinde ich die aufrichtigsten Wünsche für das fernere Blühen und Gedeihen der Akademie.

Wie an den früheren ähnlichen Feiern, so haben auch an dem heutigen Feste Se. Majestät der Kaiser und König wiederum Allerhöchst Ihr gnädigstes Interesse durch Verleihung verschiedener Ordens-Auszeichnungen zu bekunden geruht. Es haben erhalten: den Roten Adlerorden vierter Klasse:

der Professor Dr. Heinrich Morf, erster Rektor der Akademie;

der Professor Richard Lambert, ältestes Mitglied des Dozentenkollegiums, und

der Königliche Baurat Ludwig Neher, Erbauer des Jügelhauses;

ferner den Königlichen Kronenorden vierter Klasse:

der städtische Oberrevisor Kramer;

endlich das Allgemeine Ehrenzeichen:

der Akademie-Pedell Schermuly, sowie

dei Maurerparlier Joh. Storck.

Ferner ist das Prädikat „Professor“ verliehen den Herren Dozenten der Akademie:

Dr. phil. Heinrich Becker;

Dr. jur. S. Ganz;

Dr. phil. Chr. J. Klumker und

Dr. phil. Ph. Stein.

Diese Gnadenerweise ehren nicht nur die dadurch Ausgezeichneten, sie geben dem heutigen Festakte eine erhöhte Bedeutung und verpflichten uns zu ehrfurchtsvollem Danke. Wir erblicken in ihnen einen erneuten Beweis des huldreichen Interesses, welches unser Monarch allen auf die Förderung der Volkswohlfahrt und der Wissenschaft gerichteten Bestrebungen zuwendet.

Wenn die jetzigen Erinnerungstage uns die harte Prüfungszeit vergegenwärtigen, welche über unser Vaterland nach der Katastrophe von Jena hereinbrach, so richten sich unsere Blicke mit erhöhter Zuversicht auf den erhabenen Schirmherrn des Deutschen Reiches, dessen starke Hand und zielbewußte Tatkraft uns seine Machtstellung und zugleich die friedliche und gedeihliche Fortentwickelung der vaterländischen Kultur sichert.

Und so bin ich Ihrer begeisterten Zustimmung gewiß, wenn ich Sie bitte, mit mir in den Ruf einzustimmen: Seine Majestät der Deutsche Kaiser und König von Preußen Wilhelm II. lebe hoch, abermals hoch, immerdar hoch!

(Im Anschluß an das Kaiserhoch sang die Versammlung die National-Hymne.)

Oberpräsident Dr. von Windheim, Excellenz:

Meine Damen und Herren!

Mir als dem staatlichen Kommissar ist es eine angenehme Pflicht, auch meinerseits der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu dem heutigen wichtigen und bedeutungsvollen Tage aus aufrichtigem Empfinden heraus wärmste Glück- und Segenswünsche darzubringen.

Als heute vor fünf Jahren die feierliche Eröffnung der damals neu ins Leben gerufenen Anstalt stattfand, waren es nicht nur Stimmen freudiger und unbedingt zuversichtlicher Zustimmung, die geäußert wurden; sondern es wurden auch laut manche Zweifel an der Notwendigkeit und Nützlichkeit

der Einrichtung selbst, wie insbesondere auch daran, ob die hier gewählte eigenartige Form die richtige und zweckentsprechende sei, um die erstrebten Ziele zu erreichen.

Heute liegen nun fünf Jahre rastlosen Fleißes, emsiger Arbeit und reicher Erfahrungen hinter uns, und es darf wohl als nunmehr unbestritten festgestellt werden, daß der wagemutig gefaßte und durch die eigene Kraft der Akademie zielbewußt durchgeführte Gedanke einer Verbindung von Praxis und Wissenschaft ein glücklicher und erfolgreich wirkender gewesen ist, und daß durch die hiesige Neuschöpfung einem wirklich vorhandenen Bedürfnisse unseres modernen wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens gedient wird. Und heute sind es wohl nur Gedanken freudiger Zuversicht und vollen Vertrauens in die Zukunft, die uns in diesem Augenblicke beseelen, wo es der Akademie dank der hochherzigen Munificenz der Jügelstiftung beschieden ist, ein eigenes würdiges und schönes Heim zu beziehen.

Glückliche Sterne haben dieser jüngsten wissenschaftlichen Anstalt der Stadt Frankfurt bisher geschienen. Von Anfang an fanden die weitausschauenden Ideen der Begründer bei der Stadt, bei den Vertretungen von Großhandel und Industrie, sowie bei einzelnen, besonders warm interessierten Mitbürgern nicht nur willige Aufnahme, sondern auch großartige, opferwillige und hochherzige Förderung; die unausbleiblichen Schwierigkeiten der ersten Jahre wurden glücklich überwunden, und Lehrer und Lernende haben gewetteifert im ernsten wissenschaftlichen Streben, um das Ziel zu erreichen, nämlich: Männer zu erziehen, die befähigt sind, im praktischen und öffentlichen Leben leitende Stellungen einzunehmen.

Bei solchem kraftvollen und arbeitsfrohen Streben gestaltet sich die Arbeit der staatlichen Aufsicht zu einer angenehmen Pflicht und sie beschränkt sich auf die anregende Aufgabe, die Fortentwickelung aufmerksam zu verfolgen und die Anstalt in ihrer Wirksamkeit nach Kräften zu fördern und zu unterstützen. Ich verbinde mit meinen Glückwünschen das feierliche Versprechen, in solchem Bemühen nicht nachzulassen und allezeit bestrebt zu sein, die glücklicherweise

bisher nur freundlichen Beziehungen zwischen der Staatsregierung und dieser Anstalt zu hegen und zu pflegen.

So schließe ich denn mit einem herzlichen „Glückauf“ auch in dem neuen Heim, in dem freudigen Bewußtsein, daß die gute Saat, die bisher in dieser Anstalt gesäet ist und weiter gesäet werden wird, aufgehen und Früchte tragen wird zum Wohl und Segen dieser Stadt und unseres deutschen Vaterlandes!

Kommerzienrat Jean Andreae, Präsident der Handelskammer, Frankfurt a. M.:

Hochansehnliche Versammlung!

Im Namen der Frankfurter Handelskammer habe ich die Ehre, der Akademie zu dem Einzug in das neue Heim die herzlichsten Glückwünsche darzubringen, und ich bedaure nur, mit Rücksicht auf die vorgerückte Stunde von eingehenderen Betrachtungen Abstand nehmen zu müssen und genötigt zu sein, mich auf einige tatsächliche Bemerkungen zu beschränken. Der Frage der Fortbildung junger Kaufleute hat die Handelskammer von jeher ein besonderes Interesse entgegen gebracht und schon vor etwa fünfzehn Jahren den Fortbildungsschulen des Vereins für Verbreitung von Volksbildung und des Kaufmännischen Vereins, hier, namhafte Jahreszuschüsse gewährt. Die dann späterhin ins Leben gerufenen Städtischen Fortbildungsschulen, insbesondere die städtische Handelslehranstalt, sind mit einem sehr beträchtlichen jährlichen Beitrag der Handelskammer dotiert worden, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Meinung ausspreche, daß ohne diese tatkräftige Unterstützung der Handelskammer die städtischen Behörden sich nicht leicht entschlossen hätten, ihrerseits die erforderlichen weiteren Geldmittel zu bewilligen.

Im Oktober 1897 erließ die Handelskammer einen Aufruf an die Handels- und Industriekreise ihres Bezirks, worin

sie ausführte, sie habe die Frage der Vertiefung der kaufmännischen Bildung durch Errichtung einer Handelshochschule einer Prüfung unterzogen. Da für die Errichtung einer solchen Anstalt ausreichende Erfahrungen noch nicht vorlägen, habe sie zunächst beschlossen, mit der Errichtung akademischer Kurse für junge Kaufleute einen Versuch zu machen, um damit eventuell den Grundstein für eine spätere Organisation eines Handelshochschul-Unterrichtes für junge Kaufleute zu legen. Die Kurse betrafen die für junge Kaufleute bedeutsamsten Fächer, insbesondere Handelswissenschaft, Volkswirtschaftslehre, Handelspolitik etc., und es wurden hervorragende Fachleute für die Abhaltung der Vorträge gewonnen. Die Handelskammer hatte die Genugtuung, daß ein von Jahr zu Jahr steigender Besuch diesen Vorlesungen zu Teil wurde, die so lange fortgesetzt wurden, bis die Akademie auf breiterer Basis diese Vorträge selbst übernahm. Wie sehr die von unserer Handelskammer veranstalteten Vorlesungen das allgemeine Interesse erweckten, geht daraus hervor, daß auch heute noch, trotzdem seit fünf Jahren die Akademie die Fortsetzung übernommen hat, häufig Anfragen nach Überlassung der damals dem Druck übergebenen Vorträge an die Handelskammer herantreten. Bewiesen wurde aber zweifellos durch die der Initiative der Handelskammer entsprungenen Fortbildungskurse, daß in Frankfurt ein reges Interesse für solche Veranstaltungen besteht und es war besonders erfreulich zu beobachten, daß nicht nur junge Kaufleute, sondern auch viele Herren in reiferem Alter und in den verschiedensten Berufsarten stehend, zu den regelmäßigen Besuchern gehörten. Es wurde dadurch gewissermaßen die Vorbereitung für die diesbezüglichen Veranstaltungen der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften getroffen, jedenfalls aber der Beweis erbracht, daß in Frankfurt ein lebhafter Sinn für Fortbildung besteht, und die Akademie ihre Tätigkeit auf einer bereits vorbereiteten Grundlage zu beginnen in der Lage sein würde. Freilich schien im Jahre 1897 die Aussicht auf Erfüllung der Wünsche für die Errichtung einer Akademie noch in weiter Ferne zu liegen, aber umso größer war die allgemeine Freude darüber, daß durch die großmütige Unterstützung eines unserer

Mitbürger bereits am 21. Oktober 1901 der Geburtstag der Akademie gefeiert werden konnte.

Wenn ich bei der damals stattgehabten akademischen Feier das Lehrerkollegium und die Schüler einladen konnte, sich der reichhaltigen Bibliothek der Handelskammer zu bedienen, so war diese Einladung darauf basiert, daß wir damals schon eine bessere Katalogisierung der bei uns gesammelten Schriften in die Wege geleitet hatten. Den Anlaß zu einer ausführlicheren Ausgestaltung des seit vielen Jahren eingeführten Zettel-Katalogs hatten direkt die von uns veranstalteten Vorlesungen gegeben. Viele der Dozenten wandten sich damals an die Handelskammer, um für die Vorbereitung ihrer Vorträge das erforderliche Material bei derselben einzusehen, was zur besseren Gruppierung der zusammen gehörenden Schriften den Anlaß bot. Nun besitzen wir in Frankfurt eine reiche Auswahl von Bibliotheken in der Stadtbibliothek, der Rothschild'schen Bibliothek, der Bibliothek des Freien Deutschen Hochstiftes, des Städelschen Institutes u. s. w., aber von eigentlichen Fachbibliotheken besteht nur diejenige des technischen Vereins. Eine Handelsbibliothek war bisher nicht vorhanden und um diesem Mangel abzuhelfen, hat sich die Handelskammer entschlossen, auf Grund des bei ihr angesammelten reichhaltigen Materials unter entsprechender allmählicher Erweiterung eine solche Handelsbibliothek zu errichten. Dazu war es vor allem nötig, daß die seit Bestehen der Kammer angesammelten Bücher und Schriften nicht länger in einem, nur im Lokal der Handelskammer einzusehenden Zettel-Katalog verzeichnet blieben, sondern daß ein gedruckter Katalog hergestellt werde, in welchem jeder Interessent bei sich zu Hause nachschlagen kann, ob die von ihm gesuchte Publikation bei der Handelskammer zu finden ist, oder welche Schriften sie in Betreff dieser oder jener Materie in ihrer Bibliothek vereinigt. Man schritt deshalb zur Herstellung eines neuen ausführlichen Katalogs, der, von einem Fachmanne nach bewährten Prinzipien zusammengestellt,. eine systematische Aufstellung sämtlicher im Besitz der Handelskammer befindlichen Bücher und Schriften enthält und sowohl in Bezug auf den Inhalt der Drucksachen als auch in Betreff der

Verfasser, sowie der Jahreszahl der Publikation eine rasche und leichte Übersicht ermöglicht. An diesem Katalog wurde mehrere Jahre gearbeitet, und es gereicht mir zur ganz besonderen Freude, das erste, ganz knapp vor der heutigen Feier fertig gestellte Druckexemplar hiermit dem Herrn Rektor der Akademie zu überreichen. Es wurde vorhin erwähnt, daß der Bibliotheksaal Ihres neuen Gebäudes Raum für 40 000 Bücher biete. Nun, meine Herrn, in diesem Katalog haben ca. 30 000 Einzelschriften Raum gefunden und im Namen der Handelskammer spreche ich den Wunsch und die Hoffnung aus, daß die Herren Lehrer und Schüler der Akademie recht häufig sich der vorhandenen Werke bedienen und darin recht reichhaltigen Stoff für ihre Studien und Arbeiten finden möchten.

Geehrte Anwesende! Es ist eine schöne, alte, deutsche Sitte, daß Freunde und Bekannte sich bestreben, demjenigen, der ein neues Heim bezieht, durch ein geeignetes Angebinde entweder dieses neue Heim zu schmücken, oder in anderer Weise dazu beizutragen, ihm den neuen Aufenthaltsort angenehm und behaglich zu gestalten. Als ein solches Angebinde bringt Ihnen die Handelskammer die Verdoppelung ihres bisherigen Jahresbeitrages dar, was ich als Beschluß des Plenums der Handelskammer hierdurch zu Ihrer Kenntnis zu bringen beauftragt bin. Möge dadurch zur Erweiterung Ihrer Ziele und Bestrebungen beigetragen werden, und möge der überaus erfreuliche Erfolg, auf welchen Sie heute nach Ablauf der ersten fünf Jahre des Bestehens der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zurückblicken dürfen, in den Ihnen durch das Jügelhaus nunmehr zur Verfügung stehenden prächtigen Räumen immer weitere Fortschritte machen, zur Freude und Genugtuung aller Derer, welche ihre Arbeitskraft dem Institut widmen, zum bleibenden Nutzen der Lernenden und zu Ehren unserer geliebten Vaterstadt.

Professor Dr. v. Sybel, Rektor der Universität Marburg:

Im Namen des akademischen Senates der Universität Marburg, zugleich im Auftrag und Namen der anderen Universitäten, die in engem Kreis um diese schöne und werte Stadt liegen, Gießen, Heidelberg, Würzburg, deren Rektoren der freundnachbarlichen Einladung zu der heutigen Feier mit mir gern gefolgt sind, habe ich die Ehre, der Akademie die Grüße und Glückwünsche dieser Universitäten zu überbringen.

Die Universitäten stehen der Akademie mit voller Sympathie gegenüber. Wir kennen und schätzen die idealen Gesichtspunkte, welche zu ihrer Gründung führten. In den Mitgliedern des Lehrkörpers begrüßen wir Arbeitsgenossen im Dienste der Wissenschaft. Sie haben das Bild Kants an die Stirn dieses Hauses gesetzt: auch Sie bekennen sich zu der unbedingten Pflicht der Forschung ohne Vorbehalt. Nicht wenige Dozenten der Nachbaruniversitäten haben sich gern eingereiht in ihren Kreis. Erst kürzlich hat es sich die Marburger philosophische Fakultät zur Ehre gerechnet, dem verehrten Mann, welcher unter den Vätern dieser Anstalt in erster Linie zu nennen ist, die höchste philosophische Würde zu verleihen. Das urakademische Grundgesetz, die wissenschaftliche Erziehung, die Erziehung durch wissenschaftliche Arbeit, haben auch Sie zu Ihrem Grundsatz erhoben.

Bei soviel Übereinstimmung ist Umgrenzung und Verfassung, Ziel und Betrieb der Akademie so verschieden von der Universität, daß Rivalität nicht entstehen kann. Im Gegenteil, von ihrer Blüte erhoffen wir Gewinn für uns selbst. Je reicheres geistiges Leben im Lande geweckt wird, desto volleren und tieferen Widerhall findet auch unsere Verkündigung des Geistes, in desto kräftigerem Sauerstoff athmen auch unsere Arbeiter.

Wir wünschen der Akademie, daß ihr Wirken in diesem stattlichen, schönen und zweckmäßigen Hause segensreich werde für Ihre Stadt und unser Vaterland.

Geheimer Baurat Professor Dr. Gutermuth, Rektor der Großherzoglich Technischen Hochschule, Darmstadt:

Hochansehnliche Versammlung!

Im Namen der Technischen Hochschulen Aachen und Darmstadt habe ich die Ehre, der aufstrebenden Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften bei dem heutigen festlichen Anlasse wohlgemeinte Glückwünsche und herzliche Grüße zu entbieten.

Die engen und, ich darf wohl sagen, freundschaftlichen Beziehungen, welche sich zwischen den beiden Hochschulen und der Akademie im modernen Austausch unserer Lehrkräfte bereits entwickelt haben, lassen es begreiflich erscheinen, daß es uns mit besonderer Freude erfüllt, Ihre jugendliche Anstalt zu einer den höchsten Bildungsstätten Deutschlands ebenbürtigen Hochschule für Handelswissenschaften sich entwickeln zu sehen.

In der gewaltigen Entwickelung unserer deutschen Technik und Industrie der letzten Jahrzehnte hat Wissenschaft und Wirtschaft die mächtigen und maßgebenden Pole volkswirtschaftlicher Tätigkeit gebildet. Technische Hochschule und Handelsakademie werden daher auch im Verfolg ihrer nationalen Ziele stets bestrebt sein müssen, im dauernden Zusammenwirken sich gegenseitig zu unterstützen, zu befruchten und zu ergänzen.

Wenn es zutrifft, daß in einem gesunden Körper auch stets eine gesunde Seele wohne, so lassen auch die prächtige Außenseite und die gediegenen und zweckmäßigen Inneneinrichtungen des neuen Auditoriengebäudes den berechtigten Schluß zu, daß der Lehrkörper von lebendigem Streben und edler Begeisterung für die ihm übertragene hohe Aufgabe beseelt ist.

Möge es ihm gelingen, im Sinne der hochherzigen Stifter, Förderer und Gönner der Anstalt die Akademie zu einer kulturell und wirtschaftlich bedeutsamen Stätte ernsten Studiums, wissenschaftlicher Forschung und weitreichender Belehrung zu gestalten zur Förderung der volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Erziehung unserer Nation nicht nur auf dem Gebiete des Handels, sondern ebenso auf demjenigen der Industrie und Technik.

Hofrat Professor H. Raydt:

Als Studiendirektor der Leipziger Handelshochschule habe ich die Ehre, Ihnen zu dem herrlichen neuen Gewande, in das Sie heute Ihre Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften kleiden, von ganzem Herzen Glück zu wünschen.

Das noch so junge Handelshochschulwesen Deutschlands hat sich in einer bemerkenswert günstigen Weise entwickelt. Als wir vor neun Jahren in Leipzig an die erste Verwirklichung des von dem Deutschen Verbande für das kaufmännische Unterrichtswesen bearbeiteten Handelshochschulgedankens herangingen, hat es wahrlich nicht an schlimmen Voraussagungen gefehlt. Aber alle die schlechten Prophezeiungen der Pessimisten sind an dem raschen Aufblühen der Handelshochschulen vollkommen zu Schanden geworden, ja, was seltener geschehen mag, auch die gewagtesten Hoffnungen der Optimisten sind hierbei in hohem Maße übertroffen worden. Es betrifft das nicht nur äußerlich die Zahl der Studierenden, die sich zu der neuen Art der Hochschulen herandrängen, sondern auch die innere Entwickelung. Die Handelswissenschaften, die von manchen Gelehrten früher kaum einer wissenschaftlichen Behandlung für fähig erachtet wurden, haben an den neuen Hochschulen eine gesunde Nährstelle gefunden und erweitern und vertiefen sich in verheißungsvollster Art, und die akademischen Bürger unserer Handelshochschulen zeigen, daß sie des ihnen gewährten kostbaren Gutes der akademischen Freiheit vollkommen gewachsen und würdig sind.

Das Erfreulichste an dieser ganzen Erscheinung ist aber, daß sich auch auf diesem neuen Gebiete deutsche Wissenschaft und deutscher idealer Sinn in ihrem besten Lichte zeigen und daß auch die Handelshochschulen dazu beitragen, unserer gemeinsamen Stammmutter Germania ein immer glänzenderes Gewand zu weben.

Studiendirektor der Handelshochschule Cöln, Professor Dr. Christian Eckert:

Es ist mir eine besondere Freude und Ehre, namens der Cölner Handelshochschule die Frankfurter Schwesteranstalt, die im gleichen Jahre wie die Cölner eröffnet wurde, zur Einweihung des neuen Heims beglückwünschen zu dürfen. Neben den Banden, die alle hochschulartigen Institute umschließen, dem gleichgearteten Willen zur Erforschung der Wahrheit und Verbreitung des Wissens, verbindet uns der Boden, auf dem wir entstanden, der bewährte Bürgersinn, die Opferwilligkeit der Stadtverwaltungen, die unsere Heimstätten erwachsen ließen.

So wurden unsere Anstalten Bundesgenossen im Streben, die Wohlfahrt des Vaterlandes durch Heranbildung eines erfahrenen und weitblickenden Kaufmannstandes zu fördern, in den großen Stadtgemeinden mehr Mittelpunkte wissenschaftlicher Arbeit zu schaffen. Wir leben gleich dem Stifter dieses Hauses der festen Überzeugung, daß gerade in unseren Großstädten, deren wirtschaftliches Emporblühen während des letzten Menschenalters so augenfällig gewesen ist, die Harmonie des geistigen mit dem materiellen Leben ein besonders dringendes Bedürfnis ist, wir bleiben uns gleich dem Oberhaupt dieser Stadt bewußt, daß den Großstädtern auf dem Gebiete des Geisteslebens ein Ausgleich geschaffen werden muß für die erhöhten Anspannungen, die bei den verbreiterten Reibungsflächen des Daseinskampfes dem Einzelnen abgenötigt werden. Unsere Institute sind bestimmt, eine Lücke in dem System des Unterrichtswesens der Gegenwart auszufüllen und dazu mitzuwirken, daß die in vielen Fällen noch bestehende Kluft zwischen Bildung und Besitz überbrückt werde.

Möge die Frankfurter Akademie immer vollkommener zu einer universitas litterarum sich auswachsen, in deren Lehrstoff streng wissenschaftliche Grundlagen und höchste Ziele praktischen Lebens sich einigen, möge sie stets sein eine Heimstätte der Gelehrsamkeit, in der die Gesamtheit der Kennt-

nisse unter hohen Gesichtspunkten einheitlich zusammengefaßt und zur Darstellung gebracht wird.

Daß sie so vollkommen wie im ersten Jahrfünft auch im folgenden Jahrhundert ihre Aufgaben erfüllen möge, ist heute unser aller aufrichtiger Wunsch.

Professor Dr. Jürgens von der Königlichen technischen Hochschule, Aachen:

Die Handelshochschule Aachen sendet der Frankfurter Akademie zum heutigen Festtage ihre herzlichsten Glückwünsche in Form einer Adresse, welche ich zu überbringen die Ehre habe. Die Aachener Handelshochschule erhofft für die Frankfurter Akademie, entsprechend dem bisherigen vielverheißenden Anfange, in dem neuen glänzenden Heim ein weiteres, kräftiges Aufblühen zum Nutzen und Segen der Handelswissenschaften und des deutschen Kaufmannstandes.*)

*) Die Adresse hat folgenden Wortlaut:

KURATORIUM UND LEHRKÖRPER
DER
HANDELSHOCHSCHULE AACHEN
SENDEN
DER AKADEMIE FÜR SOZIAL- UND HANDELSWISSENSCHAFTEN ZU FRANKFURT AM MAIN
ZUR
FEIERLICHEN EINWEIHUNG IHRES
NEUEN AUDITORIENGEBÄUDES
HERZLICHSTE GRÜSSE UND GLÜCKWÜNSCHE.

Möge die Arbeit in Forschung und Lehre, welche die Akademie mit den Handelshochschulen eint, in dem neuen Heim reiche Frucht bringen zur Förderung des deutschen Kaufmannstandes und zum Heil des Vaterlandes! Möge die lernende Jugend der hochherzigen Freigebigkeit ihrer Wohltäter stets durch angestrengten Fleiß im Studium und durch selbständige Leistungen in der Praxis ihren Dank abstatten.

Aachen, am 21. Oktober 1906.

Das Kuratorium — Der Lehrkörper
der Handelshochschule, angelehnt an die Königliche Technische Hochschule.
gez. Borchers. — gez. Kähler.

(Siegel.)

Wirklicher Geheimrat Professor Dr. Moritz Schmidt-Metzler, Excellenz:

Hochansehnliche Festversammlung!

Die günstige Lage Frankfurts an der Frankenfurt, einem der Übergänge von dem Süden Deutschlands nach dem Norden, hat schon die Beachtung der Römer gefunden. Es ist außer Zweifel, daß an der Frankenfurt schon sehr früh ein wichtiger Platz für den Handel entstanden war. Dieser Übergangspunkt von dem Norden zum Süden unseres Vaterlandes ist Frankfurt bis in die neueste Zeit geblieben. Es war immer und wird bleiben die Brücke über die Mainlinie!

Es ist bekannt, wie sich die Handelsbeziehungen unserer Stadt in der Reihe der Jahrhunderte immer reicher entwickelt haben, bis sie einesteils durch die Tatkraft seiner Bürger, andernteils besonders in den letzten vierzig Jahren sehr gefördert durch die weise Regierung des Staates und der Stadt zu der jetzigen Höhe gediehen sind.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen begannen schon an der Grenze des Mittelalters. Ich erinnere an die Gründung unseres noch blühenden Gymnasiums durch die evangelisch gewordenen Patrizier unserer Stadt unter dem direkten Einfluß des großen Gelehrten Melanchthon. Eine wesentliche und dauernde Anregung und Förderung ist aber der wissenschaftlichen Entwickelung erst geworden, als Senckenberg seine Stiftung errichtete, namentlich das medizinische Institut, an welchem die damals noch mehr direkt zu der Medizin gerechneten naturwissenschaftlichen, physikalischen und chemischen Studien eifrigst gepflegt wurden, bis dann die außerordentliche Zunahme der Kenntnisse und der Aufgaben auf allen diesen Gebieten zur Gründung besonderer Vereine Anlaß gab, deren Neubauten sich in engster Nachbarschaft mit dem Jügelhaus befinden. Die Dr. Senckenbergische Stiftungsadministration hat das ihr von dem Stifter überkommene Erbe gern weiter gepflegt, ich darf wohl, ohne anmaßend zu werden, sagen, daß sie sich die Entwickelung der wissenschaftlichen Seite der Stiftung immer besonders hat angelegen sein lassen.

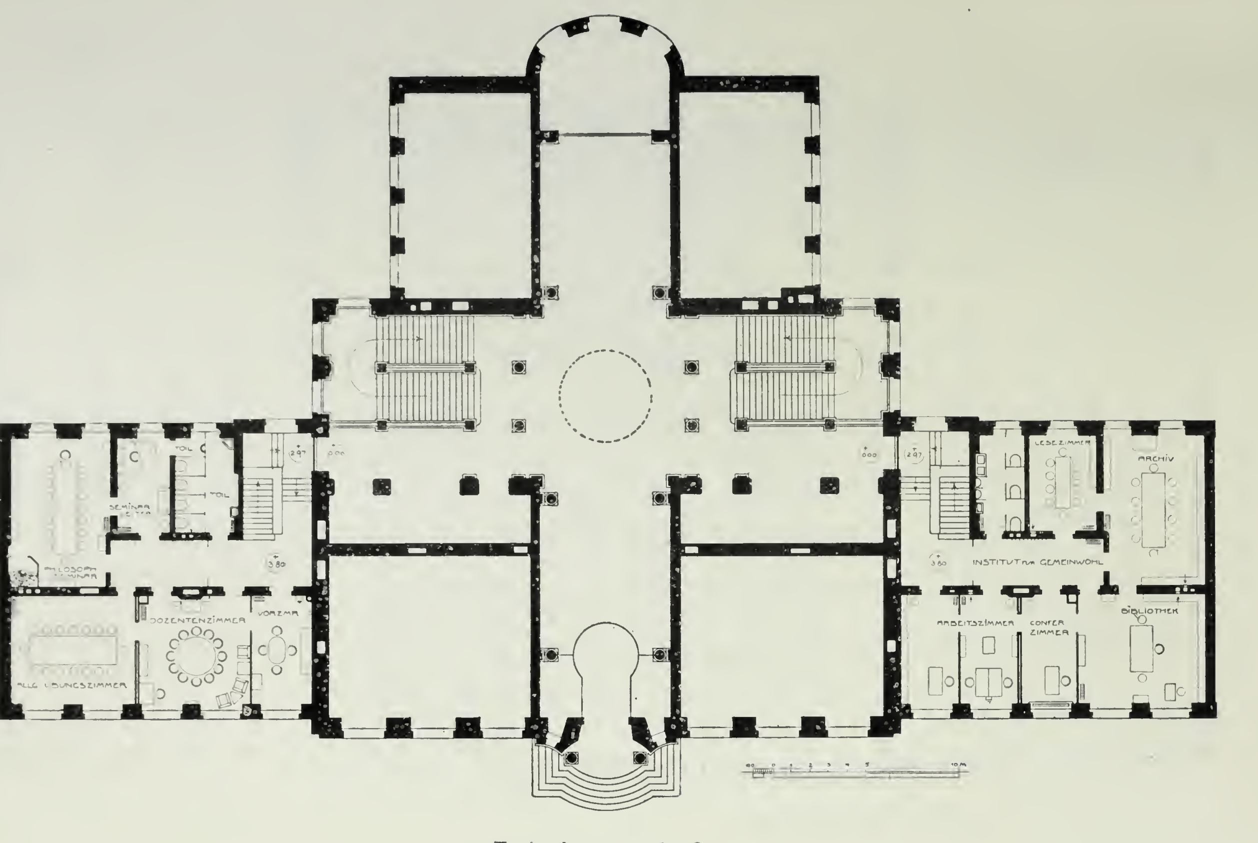
Ich muß hier auch des Mannes gedenken, den wir leider nicht mehr unter den Lebenden zählen dürfen, des Mannes, der so außerordentlich befruchtend auf alle Zweige wissenschaftlicher Forschung gewirkt hat; wir wollen des Namens Karl Weigerts nie vergessen.

Wenn anfangs die kommerziellen und die wissenschaftlichen Bestrebungen mehr nebeneinander hergingen, so sind sie jetzt Dank des sehr freundlichen Entgegenkommens der städtischen Behörden hier auf diesem Platze eng vereinigt worden. Hier in diesem Hause wird besonders für die Handelswissenschaften gearbeitet werden, in den benachbarten für die Naturwissenschaften. Ich betrachte diese räumliche Vereinigung der vier Institute auf einem Platze für besonders glückverheißend für die Zukunft unserer geliebten Vaterstadt. Diesen vereinten Bestrebungen ist durch die beinahe vollendeten Bogengänge ein besonders glücklicher äußerer Ausdruck gegeben worden.

Die Dr. Senckenbergische Administration steht bei ihrem edlen Wettbewerb für die Größe Frankfurts in besonders engen Beziehungen zu dem Jügelhaus, stehen doch beide diesmal nicht nur in geistiger Beziehung, sondern auch den räumlichen Verhältnissen nach Schulter an Schulter, sie stützen sich gegenseitig!

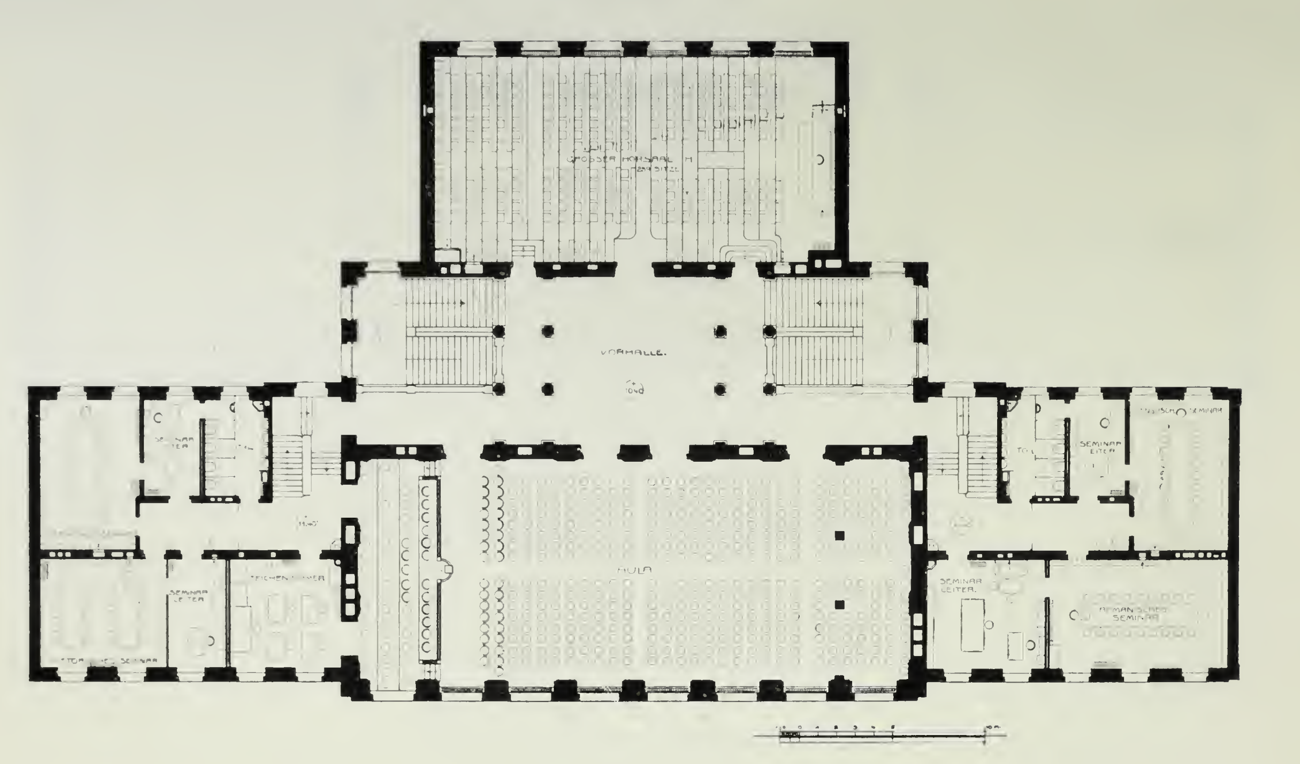
Wie wir im Äußeren vereinigt dastehen, so wollen wir auch zusammen alle unsere Kräfte einsetzen zur Blüte, zum Wohle und zum Gedeihen Frankfurts!

Der jüngsten Schwester in dem Kranze unserer schönen Stiftungen bringe ich deshalb auch besonders herzliche Glückwünsche und besonders freundliche Grüsse zu diesem ihrem Ehrentage von den wissenschaftlichen Instituten Frankfurts, der Dr. Senckenbergischen Stiftungsadministration, der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, dem physikalischen, dem ärztlichen Verein und dem für Geographie und Statistik!

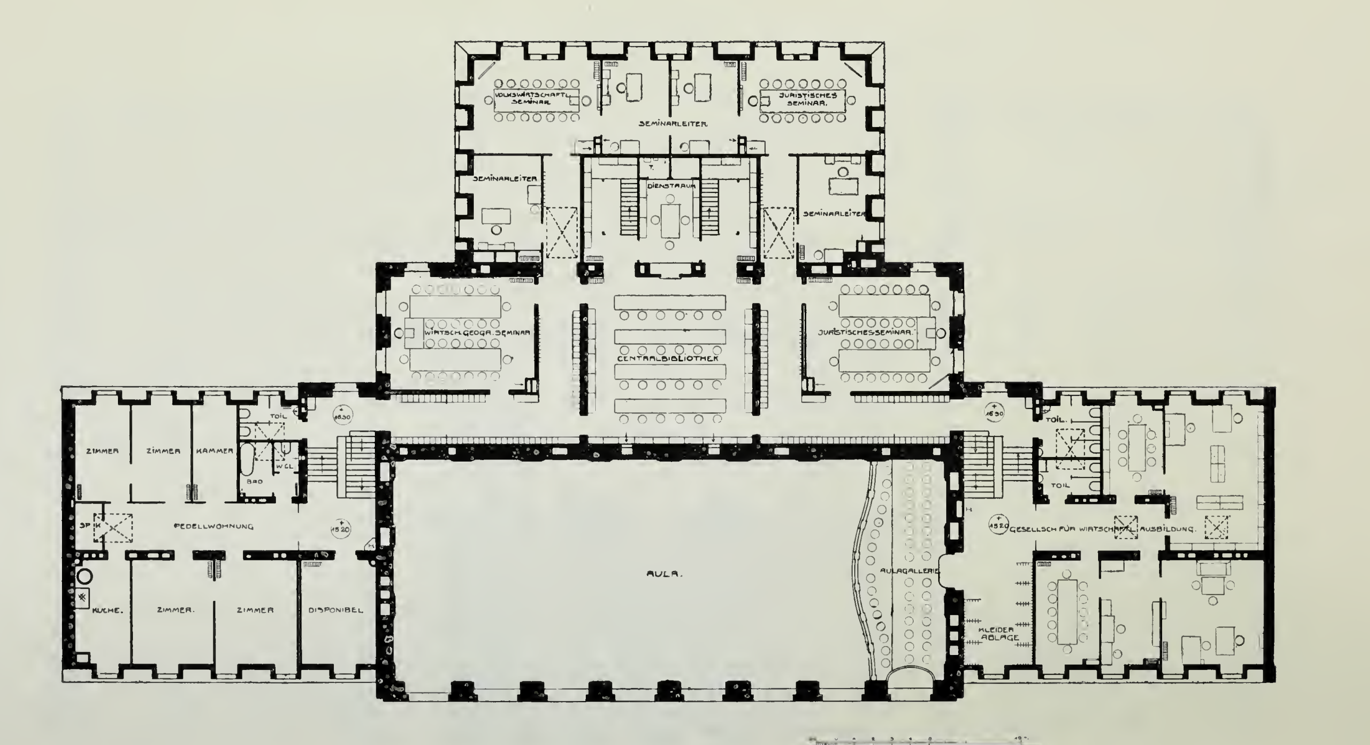


Zwischengeschoß.

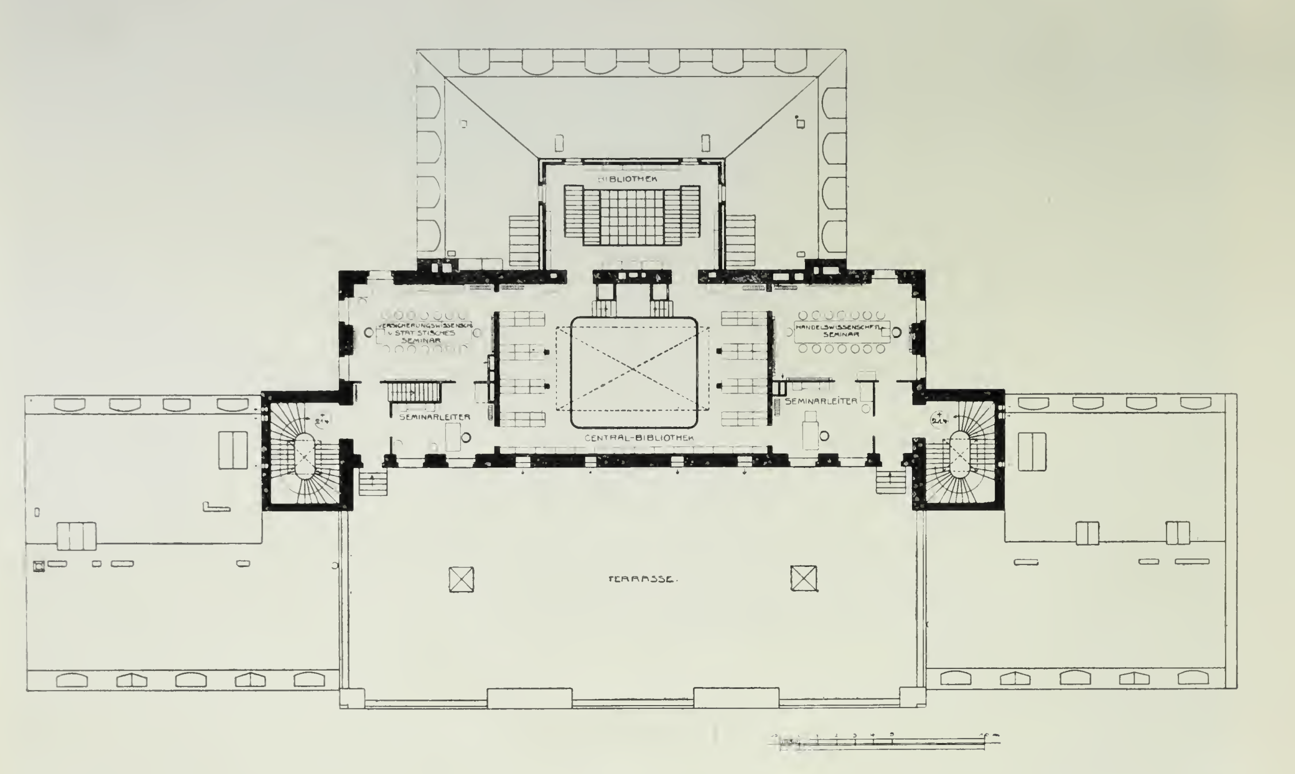
I. Obergeschoß.



II. Obergeschoß.



III. Obergeschoß.



IV. Obergeschoß.



Photogr. Lauffer

Wandelhalle des Erdgeschosses.

PHOTOGR LAUFFER.

Wandelhalle im ersten Obergeschoß.

PHOTOGR LAUFFER

Atrium im zweiten Obergeschoß.



PHOTOGR LAJFFER

Auditorium maximum.



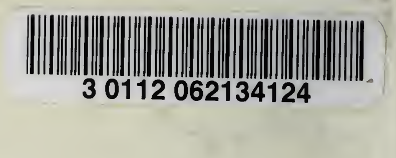
PHOTOGR. LAUFFER.

AULA.



PHOTOGR. LAUFFER

Zentralbibliothek


3 0112 062134124